# Evangelische
# Missionsgeschichte
in
# Biographieen.

Von

**Reinhold Vormbaum,**

Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Vierter Band. — Erstes und zweites Heft.

**Georg Schmidt,** Missionar der Brüdergemeinde unter den Hottentotten Süd-Afrika's, und seine nächsten Nachfolger. — **Theophilus Salomo Schumann,** Missionar der Brüdergemeinde unter den Indianern Süd-Amerika's, und seine Mitarbeiter.

Düsseldorf,
Verlag von W. H. Scheller.
1858.

# Evangelische Missionsgeschichte

in

## Biographieen.

Von

**Reinhold Vormbaum,**

Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

**Vierter Band.**

Erstes und zweites Heft. **Georg Schmidt**, Missionar der Brüdergemeinde in Süd-Afrika, und seine nächsten Nachfolger. **Theophilus Salomo Schumann**, Missionar der Brüdergemeinde in Süd-Amerika, und seine Mitarbeiter.

Drittes und viertes Heft. **Dr. Johann Theodor van der Kemp**, Missionar der Londoner Missions-Gesellschaft in Süd-Afrika, und seine Mitarbeiter.

Fünftes und sechstes Heft. **Dr. Th. Coke**, der Begründer der Methodisten-Missionen. **Dr. W. Carey**, Missionar der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft in Bengalen.

**Elberfeld,**

Druck und Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung
**(A. Martini & Grüttefien).**
1860.

# Georg Schmidt,

Missionar der Brüdergemeinde unter den Hottentotten Süd-Afrika's,

und

seine nächsten Nachfolger.

# Theoph. Sal. Schumann,

Missionar der Brüdergemeinde unter den Indianern Süd-Amerika's,

und

seine Mitarbeiter.

---

Von

**Reinhold Vormbaum,**

Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

---

Düsseldorf,

Verlag von W. H. Scheller.

1858.

Buchdruckerei von W. Kaulen in Düsseldorf.

Seinem verehrten väterlichen Freunde,

Herrn

**Dr. A. S. Jaspis,**

General-Superintendenten der Provinz Pommern &c.

zu

Stettin,

**in inniger Liebe**

gewidmet

**vom Verfasser.**

# Vorwort.

Es gereicht mir zu großer Freude, den mehrfach an mich ergangenen Anfragen wegen der Fortsetzung dieses Werkes mit der Veröffentlichung des vorliegenden vierten Bandes antworten zu können. Wie ich hoffe, so hat der Herr Verleger die Hindernisse, welche das Erscheinen desselben bisher verzögert haben, beseitigt, so daß nunmehr eine baldige Vollendung des Werkes versprochen werden darf.

Die Literatur der evangelischen Mission ist in den letzten Jahren eine ziemlich reiche geworden. Das ist ein erfreuliches Zeichen, daß das Studium ihrer Geschichte zunimmt und das Verlangen immer reger wird, sich mit dieser hochwichtigen und reich gesegneten Thätigkeit der evangelischen Kirche näher bekannt zu machen. In der That ist die Bekanntschaft mit diesem Gebiete für den Geistlichen eine unentbehrliche geworden, wenn er mit Erfolg in der Gemeinde die Theilnahme an diesem Werke erwecken und erhalten will. Mit Dank anerkenne ich, daß dieses Buch bei Vielen, welche der Sache ferner standen, diese Kenntniß hat vermitteln helfen, und daß sie dadurch angeregt worden sind, ihre Theilnahme der Mission selbst zuzuwenden, von welcher ihnen wieder ein reicher innerer Segen zugeflossen ist.

Der Zeitfolge nach hätte ich in diesem Bande eine Darstellung der Mission unter Israel, die im vorigen Jahrhundert vornämlich von dem Callenberg'schen Institute in Halle ausgegangen ist, geben müssen. Ich habe es indessen für zweckmäßig gehalten, diese Mission in ihrem gesammten Verlaufe in zusammenhängender Darstellung zu behandeln, die ich als eine für sich bestehende Schrift, aber doch zugleich als Ergänzung zu diesem Buche, zu veröffentlichen gedenke.

Bei den vielfachen chronologischen und sachlichen Irrthümern, welche von einer Missionsschrift in die andere übergehen, habe ich es für nöthig gehalten, so viel als möglich auf die ersten Quellen zurückzugehen. Ich spreche es mit aufrichtigem Danke aus, daß ich hierin durch die schätzenswerthen Mittheilungen, welche mir zwei theure Brüder, Herr Archivar von Bülow in Neuwied aus dem Archive der Brüdergemeinde, und Herr Prediger Dr. Hugenholtz zu Rotterdam aus dem Archive der Niederländischen Missions-Gesellschaft auf das freundlichste und bereitwilligste gemacht haben, nicht wenig unterstützt worden bin.

Des Herrn Segen gehe mit dem Buche!

Kaiserswerth, im November 1857.

**R. Vormbaum.**

# I.

# Georg Schmidt,

## Missionar der Brüdergemeinde unter den Hottentotten Süd-Afrika's.

### Erstes Kapitel.

### G. Schmidt's Leben bis zum Beginn seiner Missionsthätigkeit. — Die Hottentotten.

Wir verkündigen Christum und vermahnen alle Menschen, und lehren alle Menschen, mit aller Weisheit, auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu. Col. 1, 28.

Die südliche Spitze des afrikanischen Festlandes ist seit dem Anfange dieses Jahrhunderts der Schauplatz großer und herrlicher Gottesthaten gewesen. Das Evangelium von Jesu Christo hat hier eine Schöpfung hervorgerufen, welche laut die seligmachende Kraft des Wortes vom Kreuze verkündigt. Da, wo ehedem die verkommensten und stumpfsinnigsten Heiden ihr Wesen hatten, haben sich liebliche wohlgeordnete Christengemeinden aus ihnen gebildet; und manche Seele, die ohne Gott und ohne Hoffnung war, hat im Glauben an den Sohn Gottes den Frieden schmecken dürfen, welcher das Erbtheil der Kinder Gottes ist.*)

*) Vgl. R. Vormbaum, Missions-Segen. S. 145 ff.

Die erste Missionsthätigkeit in Süd-Afrika ist von der evangelischen Brüdergemeinde ausgegangen. Klein hat sie begonnen, eine Vorbereitungsarbeit für alle späteren Missionen. Georg Schmidt heißt der Mann, der unter den heidnischen Volksstämmen jenes Landes zuerst mit der Predigt von der Gnade Gottes in Christo Jesu auftrat. Ueber sein Leben und Wirken wollen die nachfolgenden Blätter berichten.

Von Schmidt's Jugend ist uns wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er am 30. September 1709 zu Kuhnewalde in Mähren geboren war. Damals war es für die Gläubigen seiner Heimath eine schwere Zeit. Die Feinde des Evangeliums suchten in teuflischer Verfolgungssucht jedes Regen evangelischen Glaubens und Lebens zu unterdrücken, und gar mancher Bekenner hat um der Wahrheit willen Schmach und Bande dulden müssen. Diese Verfolgungen veranlaßten den jungen Schmidt, wie so Manchen seines Sinnes, auf den Gütern des Grafen Zinzendorf im Jahre 1726 eine Zufluchtsstätte zu suchen. Glücklich erreichte er Herrnhut, wo er als Hausknecht der Gräfin Zinzendorf ein erwünschtes Unterkommen fand. Allein dieser Dienst behagte doch auf die Dauer dem eifrigen, liebeglühenden Jüngling nicht. Jener Zeugengeist, welcher in der jungen Gemeinde erwachte, trieb auch ihn; mit seinem gleichgesinnten Freunde Melchior Nitschmann faßte er den Entschluß, nach Salzburg zu reisen, wo so mancher Keim evangelischen Lebens der Pflege bedurfte. Diese Reise war mit großen Gefahren verbunden. Als die Gemeinde davon hörte, ward sie sehr bedenklich; doch blieben die Versuche, die Beiden davon zurückzuhalten, vergeblich. Wir besitzen von M. Nitschmann ein Schreiben vom 21. April 1728, in welchem er der Gemeinde seine und seines Freundes Schmidt Gründe für seine kühne Wanderung auseinander-

setzt:*) „Ich kann euch versichern," so lautet es, „daß ich eure Gemeinschaft treulich mithalte in Beten und Fasten, und wünsche, daß dieser Tag einem jeglichem unter euch möchte zu einem Segen, und zwar zu einem ewigen Segen werden an seiner Seele. O daß doch keiner wäre unter euch, der sich nicht mit allem, was er hat, Gott zum Opfer hingäbe, sich an diesem Tage vor ihm in Staub legte, seine Krone vor dem Throne des Lammes niederwürfe, und sich im geringsten nicht dafür hielte, etwas zu wissen, ohne allein Jesum den Gekreuzigten. O Liebe, die du für uns gekreuziget bist, schwemme doch gänzlich weg, was unsern Geist turbiret, was uns den Friedenssteg zu laufen hindern will, was uns verrückt das Ziel, das laß, dem Feind zur Pein, o Herr, zernichtet sein. Der Herr lasse dieses Wünschen an mir und an euch erfüllet werden zu seinem Preise. Ich und der liebe Bruder Schmidt, der mit mir reiset, haben keine andern Gründe, als erstlich, daß wir vor dem Angesichte Jesu Christi, wiewohl in großer Unwürdigkeit, sagen können, daß uns Barmherzigkeit widerfahren ist, und daß uns Christus gesetzt hat, daß wir hingehen sollen und Frucht bringen. Der andere Grund, welcher mir der gewisseste ist, ist die innerliche Ueberzeugung und Gewißheit des Herzens, welche wir nach langem Bitten und Flehen von Gott erlangt haben. Die dritte Ursache ist, weil wir uns bei diesem allem unwürdig finden, so suchen wir nicht sowohl andern erbaulich zu sein, oder jemanden zu erwecken, welches Gottes Werk allein ist, als einen wahrhaftigen Nutzen für unsre Seelen zu haben; wie wir es denn im Glauben völlig überzeugt sind, daß wir doch gewissen Nutzen haben werden, weil wir schon zum voraus sehen, daß manche Kreuzigungen über

*) Vgl. Büdingische Sammlungen, B. III. S. 787 ff. und Erzählungen aus der Geschichte der Brüderkirche, II. S. 81 ff.

den alten Menschen kommen werden, daß, wo wir dem Triebe der Natur hätten folgen wollen, wir nicht aus Herrnhut durften herausgehen; aber durch Gottes Gnade fürchten wir der keines, das über uns kommen möchte. Es gehe, wie es wolle, so wissen wir, daß wir alles vermögend sind durch den, der uns mächtig macht, Christus. Ein Christ muß ohnedem seinem eigenen Leben absterben; ja nicht allein das, sondern er müßte gesinnt sein, wenn er gleich tausend Leben hätte, dieselbigen alle aufzuopfern um Christi willen. Wir können euch hiebei versichern, liebrn Brüder, daß, wenn uns gleich sollten Bande und Gefängnisse betreffen, daß wir, durch die Kraft Jesu Christi uns so zu halten gedenken, daß ihr keine Ursache haben werdet, euch über uns zu betrüben, noch daß die Ehre unseres Gottes darunter geschändet werden wird. Dies Vertrauen haben wir durch Christum zu Gott. Nicht, daß wir tüchtig sind, von uns selbst etwas zu thun, o nein! sondern daß wir tüchtig sein werden, das ist und wird alles von Gott sein. Da ihr denn nun sehet, lieben Brüder, daß wir nichts anders suchen, als die Ausbreitung des Reichs Christi, und das Heil der Menschen, so bitten wir euch, daß ihr uns euerer Liebe und Gebet wollet empfohlen sein lassen, nachdem unsere Reise so beschaffen ist, daß wir einander nicht mehr sehen dürften, wiewohl ich's jetzt noch nicht überzeugt bin. Gott ist es am besten bekannt; wir machen uns dazu gefaßt. Haben wir uns gegen euch nicht so verhalten, wie es hätte sein sollen, so vergebt es uns, gleich wie Christus euch vergeben hat. Wenn wir es, lieben Brüder, recht bekennen sollen, absonderlich ich armer Wurm, so habe ich die brüderliche Pflicht nicht einmal recht geleistet im Dulden, im Tragen, im Verschonen, im Liebe üben, und in der Bereitfertigkeit, euch zu dienen Tag und Nacht, wie es hätte sein sollen, und wie Christus uns mit seinem Leben und

Beispiel ist vorangegangen, daß ich freilich manchen unter euch kann sein anstößig gewesen; vergebt es mir. Ich kann euch mit Wahrheit sagen, daß ich das allerunwürdigste und elendeste Glied am Leibe Jesu Christi bin. Dieses sage ich nicht, daß ich etwa meine Demuth an den Tag legen wollte, das lasse der Herr ferne von mir sein! Denn ich kenne, Gott sei Dank, den Teufel wohl, der sich aus Hochmuth demüthiget; sondern wie es in meinem Herzen ist, und wie ich es befinde, so sage ich's. — Nun, lieben Brüder, in dieser Schwachheit und Unwürdigkeit werde ich meine Reise antreten, aber auch in dem Glauben und Vertrauen, daß des Herrn Kraft in mir Schwachen werde mächtig sein zur Verherrlichung seines Namens." Solchem Drange mochte die Gemeinde nicht widerstehen. Am 26. April 1728 verließen Schmidt und Nitschmann Herrnhut. Die Gräfin Zinzendorf hatte einem Jeden zwei Gulden Reisegeld gegeben. Damit zogen sie aus, während der Graf ihnen von der Gallerie seines Hauses einige Liederverse nachsang. „Wir gedachten," sagt Schmidt, „bis nach Oesterreich zu kommen und erwarteten vom Papstthume nichts Anderes, als Gefängniß, Bande und Tod." Nur zu bald sollten sie erfahren, daß ihre und der Gemeinde Befürchtungen nicht ungegründet gewesen. Glücklich kamen sie über die Grenze nach Böhmen. Sie besuchten die verfolgten Gläubigen im Lande und stärkten einander durch gemeinschaftliche Andachten. Aber sie konnten es nicht hindern, daß sich in eine Erbauungsstunde ein Spion einschlich, und dieser hatte nichts Eilfgeres zu thun, als seinem katholischen Geistlichen die beiden Fremdlinge zu verrathen. Noch ahnten die Brüder nichts von dem Gewitter, das über ihrem Haupte sich zusammenzog. Muthig setzten sie ihre Wanderungen fort. In Friese hielten sie mit ihren Sinnesgenossen eine Erbauungsstunde, für lange Zeit die letzte Zusammenkunft mit

gläubigen Brüdern. Sie wurden entdeckt und ins Gefängniß nach Schildberg geschleppt. Als die Kunde davon in Herrnhut eintraf, verwendete sich der Graf Zinzendorf nach Kräften für die Gefangenen. Seine Bemühungen waren erfolglos. Nitschmann sah die Freiheit nicht wieder. Er starb selig im Glauben an seinen Heiland im Kerker. Georg Schmidt dagegen mußte sechs Jahre schwere Leiden im Gefängnisse dulden, ehe er sein geliebtes Herrnhut wiedersehen durfte. Wir wollen uns von ihm selbst die Geschichte seiner Bande berichten lassen. „In Friese kam (17. Mai) in der Nacht der Kapellan mit einem großen Haufen Volks an. Sie umringten das Haus, drangen hinein, mit großer Furcht, wir möchten uns wehren, und nahmen uns gefangen. Auf dem Tische lag Melchior Nitschmann's kleine hallische Bibel. Die nahm der Kapellan und sagte: Nun sehe er doch zum ersten Mal in seinem Leben das Buch. Er fragte mich, ob ich auch ketzerische Bücher habe. Ich sagte, ich hätte das neue Testament in meiner Tasche, das wolle ich ihm geben. Ich gab's ihm. Darauf legten sie uns Stricke um, und führten Melchior Nitschmann, Wetzel und mich, jeden allein, in ein Wirthshaus. Den Melchior und mich schlossen sie hierauf in eiserne Ketten und Schienen und führten uns zusammen nach Eisenberg. Da wurden wir von zwei Dechanten verhört, woher wir gebürtig? wie lange wir in Sachsen gewesen? wohin wir wollten? u. s. w. und wurden nach Schildberg geführt und von einander getrennt in Gefängnisse gesetzt, ich in eine besondere Stube, wo ich alle Nacht im Stock eingeschlossen wurde, und Melchior in des Gerichtsdieners Stube. Wir konnten nichts mit einander reden, aber doch, wenn wir sangen, einander hören, und sangen so gegen einander. Es war aber damals der neue Gruß bei den Katholiken aufgekommen: Gelobt sei Jesus Christ! —

In Ewigkeit. Amen! und da fragte mich ein Geistlicher, was ich dazu dächte. Ich sagte, er sei recht schön, wenn man ihn mit Wahrheit sagen könnte. Er antwortete aber: „Du dummer Mensch, wer sollte das nicht mit Wahrheit sagen können?" In dem Gefängniß besuchte uns oft ein Jesuit, der mit uns disputirte und seine Seele zum Pfand setzen wollte, daß er Recht hätte. Wir beriefen uns aber immer auf die Bibel. Anfänglich hörten viele Leute zu, da der Jesuit aber sah, daß er nichts ausrichtete, mußten die Leute allemal weggehen, wenn er kam. Da er jedoch nicht weiter mit uns kam, wurde er müde und böse und blieb endlich weg. Wir saßen so ein halbes Jahr bis gegen Weihnachten. Der Stadtrichter hatte für mich, da es kalt wurde, Holz anfahren lassen, der Gerichtsdiener aber verbrannte das Holz für sich, und ich litt große Kälte. Ich flocht mir von Stroh Etwas zusammen, meine Füße des Nachts, wenn ich im Stock läge, damit zu bedecken, es wollte aber auch nichts mehr helfen. Da wendete ich mich zum Heiland und der machte, daß ich wenig mehr fühlte. Doch haben meine Füße so gelitten, daß ich's noch jetzt alle Winter fühle. Da ich nun halb erfroren war, wollte mir kein Essen mehr schmecken. Die Leute dachten, ich wolle mich durch Hunger selbst ums Leben bringen, und thaten mich (1729) in ein finsteres, aber wärmeres Gefängniß, wohin sie auch Franz Wander zu mir als Gefangenen brachten. Dieser wurde krank und bat mich, daß ich's nicht verrathen möchte, damit nicht die katholischen Geistlichen zu ihm kämen. Ich wachte viel bei ihm, und er verschied in meinen Armen, worauf ich's meldete. Da brachten sie nach etlichen Tagen den Melchior Nitschmann, der auch krank geworden war, aus des Gerichtsdieners Stube zu mir in das finstere Gewölbe, nachdem sie ihm seine Eisen und Fesseln abgenommen hatten. So schwach und elend ich war,

wachte ich gleichwohl auch bei ihm. Nach vier Tagen fragte ich ihn einmal in der Nacht, wie ihm wäre? Er antwortete: „Ich habe den Heiland gefaßt, er läßt mich nicht und ich ihn auch nicht." Bald darauf verschied er. Sie holten darauf Ordre aus dem Consistorio ein, wo sie die zwei Leichen begraben sollten, und erhielten Befehl, sie draußen vor der Stadt bei einem Kreuz zu begraben. Ich gab noch etwas Geld dazu, daß ihnen Särge gemacht wurden, und so wurden sie begraben."

„Hierauf saß ich noch ein Vierteljahr. Da kam der Stadtrichter zu mir in's Gefängniß und sagte, ich sollte mit ihm gehen in meinen Ketten. Auf der Gasse umgaben mich Leute mit Lanzen und Spießen und führten mich zum Pfarrer. Da waren noch mehr Dechanten und Kapellane, die mich fragten, ob ich mich nun besonnen hätte. Ich sagte: Ja. Sie fielen mir aber in die Rede und sagten, nach meinem verstockten Sinn würde es wohl geschehen sein. Sie hätten indeß meine Sache an seine päpstliche Heiligkeit berichtet und nun solle ich hören, was von päpstlicher Heiligkeit für eine Antwort gekommen sei. Sie lasen mir darauf vor, daß, weil ich vom Glauben abgefallen, mich nach Sachsen gewendet und seit drei Jahren (sollte drei Wochen heißen) in Böhmen gepredigt, und mich nicht hätte wollen zum rechten Glauben bequemen und zurückbringen lassen, so solle ich in den Bann gethan sein und Niemand solle weiter mit mir reden. Darauf wurde ich wieder in's Gefängniß gebracht und saß noch zwei Jahre. Und Niemand, als der Stadtrichter und Gerichtsdiener durfte mit mir reden. Der Stadtrichter sagte mir einmal: „Es scheine, als ob ich mir aus dem Bann auch nicht viel mache." Ich antwortete: „Der Heiland bleibe bei mir. Er sei mein Trost und habe gesagt: „Sie werden euch in den Bann thun um meines Namens willen." Nach einiger Zeit kam der Stadtrichter

wieder und sagte: „Er habe gedacht, ich würde längst einmal davon gelaufen sein.“ Ich aber antwortete: „Ich gehe gewiß nicht heraus, bis man mich herausführt.“ Meine Sache war indeß an das weltliche Gericht in Prag verschickt worden, und das Urtheil eingelaufen, daß ich auf dem Spielberg bei Brünn drei Jahre lang Schanzarbeit thun solle. Nachdem ich nun drei Jahre in Schildberg gesessen, wurde ich, mit Eisen geschlossen, von einer Wache auf den Spielberg gebracht und mußte daselbst Schanz- und andere zum Theil ekelhafte Arbeiten verrichten. Dabei erhielt ich täglich ein kleines Brod, weil damals gerade Theurung war, und konnte meinen Hunger kaum stillen. Im letzten Jahr meines Dienstes kam ich zur Bedienung eines Unteroffiziers in dessen Küche. Als das Jahr bald um war, sagte ich zu ihm: „Herr Vater, (so nannte ich ihn,) meine Zeit ist nun bald um.“ Er antwortete: „Ja, Jörge, die Herren in Schildberg werden wohl nicht erst deinethalben schreiben, wie sonst geschehen sollte, und ich will dich nicht länger halten.“ Er ließ mir auch die Eisen abnehmen. Ich bekam einen Passirzettel vom Fourier und ging über Olmütz nach Herrnhut zurück, wo ich am 22. Juli 1734 ankam.“—

Durch solche Trübsale und Bande war Schmidt im Glauben gegangen. Er hatte sie um seines Herrn willen willig getragen. Ein reicher Trost war ihm in dieser Zeit der Anfechtung zugeflossen. Darum war auch sein früherer Liebeseifer nicht erkaltet. Er sah es als einen ihm vom Heilande zugewiesenen Beruf an, die in der Gefahr des Abfalles schwebenden Glaubensbrüder durch sein Zeugniß zu stärken und aufzurichten. Wir treffen ihn bald zum zweiten Male auf einer Reise nach Böhmen; von da zog er nach der Schweiz. Erst im Anfange des Jahres 1736 kehrte er nach Herrnhut zurück. Sein Aufenthalt in der Gemeinde war jedoch von kurzer Dauer.

Am 7. Februar 1736 wandten sich zwei edle Menschenfreunde in Amsterdam, van Alphen und de Bruin, mit der Bitte an die Gemeinde zu Herrnhut, einen Boten des Evangeliums zu den Hottentotten Süd-Afrika's zu senden. Die Gemeinde erkannte in dieser Bitte einen Wink des Herrn, der ihr ein noch unbetretenes Missionsfeld anwies. Nach ernstlichen Berathungen wurde der Beschluß gefaßt, den bewährten Georg Schmidt zu diesem Dienste auszusenden. Der wackere Jüngling ging bereitwillig auf den Beschluß der Gemeinde ein. Es vergingen kaum acht Tage, so befand er sich, mit einem Empfehlungsbriefe*) des Grafen Zinzendorf an die ostindische Compagnie in Holland versehen, auf dem Wege nach Amsterdam. Am 9. März erreichte er die Stadt. Eine lange Geduldsschule wartete hier seiner. Er hatte gehofft, mit dem ersten Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung befördert zu werden. Allein es waren noch manche Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich seiner Abreise entgegenstellten, zu überwinden, so daß er erst am 11. März 1737 sich einschiffen konnte. Seine Erlebnisse in Amsterdam erzählt er also:**) „Gleich nach meiner Ankunft wandte ich mich an den Bürgermeister um Erlaubniß, nach dem Cap gehen zu dürfen, fand aber viele Hindernisse zu überwinden, ungeachtet ich anfangs gehofft hatte, mit dem ersten Ostindienfahrer abzusegeln. Zuletzt rieth mir der Bürgermeister freundlich, mich im September an die „Vergadering" oder die Direction zu Middelburgh in Zeeland zu wenden. Ich blieb also in Holland, und zu der mir genannten Zeit übergab ich der

---

*) Vergl. Büdingische Sammlungen, I. S. 359.

**) In den Periodical accounts relating to the Missions of the united Brethren Vol. I. finden sich die vollständigsten Nachrichten über Schmidt; Auszüge daraus hat Otto von Gerlach, Gesch. der evang. Missionen im südlichen Afrika. Berl. 1831. mitgetheilt.

Direction eine Bittschrift, worin ich sagte, daß ich aus Liebe zu Gott, unserm Heilande, und den armen Heiden nach dem Cap zu gehen wünschte, um den Hottentotten das Evangelium zu verkündigen, und bat, daß mir die Erlaubniß ertheilt werde, auf einem ihrer Schiffe mich dorthin zu begeben. Meine Bittschrift ward angenommen, und einige Geistliche mir bestimmt, die mich prüfen sollten. Diese Herren fragten mich zuerst über verschiedene Glaubenspunkte, und bemerkten dann, daß die Sprache der Hottentotten, von welcher ich nichts verstehe, sehr schwer zu lernen sei, und daß ich niemals würde unter ihnen leben können, da ihre Speise in nichts, als in wilden Wurzeln, bestehe, und sie sich gar nicht mit dem Feldbau beschäftigten. Meine Antwort war, bei Gott seien alle Dinge möglich, und da ich die Gewißheit habe, es sei des Herrn Wille, daß ich das Evangelium unter ihnen predigen solle, so hoffe ich zuversichtlich auf Ihn, daß er mir durchhelfen würde, auch durch die entmuthigendsten Schwierigkeiten. Diese Sprache kam ihnen erst etwas sonderbar vor, zuletzt aber gaben sie zu, daß Gott, dem alle Dinge möglich seien, meinen guten Willen nicht verachten werde, und da meine Absichten an sich selbst lauter und löblich seien, so wünschten sie mir seinen Segen dazu. Am 11. September wurde meine Bittschrift wieder dem Director vorgelegt, und nach dem einstimmigen Beschluß aller Herren, die gegenwärtig waren, erhielt ich die Erlaubniß, mich einzuschiffen. Ich bekam einen Paß, und einer der Directoren gab mir einen Empfehlungsbrief an beide Gouverneurs, Herrn de la Fontaine und van Kerbel; verschiedene Hindernisse verzögerten unsere Abreise bis zum 11. März 1737. Unsere Losung an dem Tage war: „Der Weg der Frommen ist wohl gebahnt.“ Spr. 15, 19.

Die Seereise war im Ganzen eine günstige. Große Freude war es dem Heidenboten, einigen aus der wüsten

Reisegesellschaft unterwegs das Heil in Christo nahe bringen zu dürfen. Sie gelobten Treue gegen den Heiland und Liebe unter einander halten und den Christennamen auch mitten unter den Heiden durch einen gottseligen Wandel zieren zu wollen.

Am 18. Juni sah Schmidt vom Meere aus die Berge am Cap. Widrige Winde aber nöthigten das Schiff, in der Saldanha-Bay Schutz zu suchen. Vierzehn Tage mußten die Reisenden hier vor Anker liegen. Doch war dieser Aufenhalt dem Missionar dadurch bedeutungsvoll, daß er die ersten Hottentotten sah, mit denen er sich ein wenig in holländischer Sprache verständlich machen konnte. „Mein innerstes Herz," sagt er, „freute sich, da ich sie erblickte." Am 9. Juli betrat er die Capstadt. Den holländischen Gouverneuren übergab er noch an demselben Tage seine Empfehlungsschreiben. Schmidt rühmt besonders die Freundlichkeit van Kerbel's, welcher ihm einen unbeschränkten Zutritt bei ihm gestattete. Durch die Vermittlung dieses wohlwollenden Mannes fand er eine Herberge, die er aber bald mit dem traulichen Hause des Kapitain Rhenius vertauschte. Die Freundschaft dieses christlichen Mannes war ihm in dem fremden Lande doppelt werth. Er dankte ihr manchen für seine Zwecke ersprießlichen Rath. Nachdem der junge Missionar sich den Mitgliedern der Regierung vorgestellt hatte, machte er am 23. Juli eine vorläufige Besuchsreise in das Innere des Landes. Er fand mehrere Hottentotten, mit denen er eine Unterredung anknüpfte. Nach einigen Tagen kehrte er in die Capstadt zurück. Erst am 4. September machte er sich zu den Hottentotten auf den Weg. Ein Korporal des Kompagnie-Postens, welcher in der Stadt für seine Soldaten Proviant geholt hatte, so wie zwei Hottentotten, Afriko und Kibbodo, begleiteten ihn. Am 13. September erreichte er den Fluß Zonderend, vier-

zehn Meilen von Capstadt entfernt. Das war die Stätte, an welcher Schmidt seine Arbeit begann.

Ehe wir ihn in dieselbe begleiten, müssen wir uns das Volk etwas näher ansehen, in dessen Mitte er mit so großer Liebe und Selbstverleugnung das Heil in Christo verkündigt hat.

Die Südspitze Afrika's wurde zuerst im Jahre 1486 von dem portugiesischen Seefahrer Bartholomäus Diaz entdeckt. Wegen der heftigen Stürme, mit welchen er in den anliegenden Gewässern zu kämpfen hatte, nannte er sie Cabo dos totos tormentos, Vorgebirge aller Unfälle. Johann II. von Portugal aber, welchem diese Entdeckung lang ersehnte Aussichten auf die Schätze Indiens eröffnete, nannte sie Cap der guten Hoffnung. Dieser Name hat sich bis heute erhalten. Es verging eine geraume Zeit, ehe ein Europäer in dem neu entdeckten Lande sich niederzulassen Lust trug, dessen Reichthum man nicht kannte. Der Versuch des Portugiesen Almaida, an der Küste eine Niederlassung zu gründen, scheiterte an der Feindschaft der Eingeborenen. Mehr als ein Jahrhundert verstrich, ehe man dieses Land der Beachtung für werth hielt.

Seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts pflegten die Schiffe der holländischen ostindischen Compagnie des Wassers wegen hier anzulegen. Zu ihrem Schutze errichtete man ein kleines Fort, aber an eine Handelsverbindung mit den Bewohnern dachte man nicht. Ein Schiffsarzt, van Riebeek, erkannte indessen die Wichtigkeit dieses Postens; auf seinen Vorschlag versuchten die Holländer, das Land in Besitz zu nehmen, (1650). Es gelang ihnen mit leichter Mühe, nachdem sie die Urbewohner für den Genuß des Tabaks und Branntweins gewonnen hatten. Kleine Geschenke dieser Artikel und andere werthlose europäische Erzeugnisse reichten hin, um bedeutende Länderstrecken in ihren Besitz zu bringen. Doch

wer waren die Eingeborenen, die durch die List der Fremdlinge so leicht den harmlosen Besitz des heimathlichen Bodens aufgaben? Die Holländer haben ihnen den Namen Hottentotten beigelegt; sie selbst nennen sich Quaiquae. In zahlreiche Stämme getheilt, durchzogen sie als friedliche Hirten das Land. Ihre Sprache, deren characteristische Eigenthümlichkeit ein Reichthum an Schnalzlauten ist, ihre Körperbildung und Sitten unterscheiden sie wesentlich von den übrigen Völkern Afrika's.*) Ein gelbbraunes Geschlecht, von kleinem, aber proportionirtem Wuchse, mit platter Nase, hohen Kinnbeinen, schwarzen Augen, wolligem schwarzem Haar, machten die Hottentotten auf die Ansiedler einen widerlichen Eindruck, so daß man behaupten konnte, sie seien eine Mittelstufe zwischen Menschen und Affen. Besonderen Ekel erregte den Europäern die unter ihnen herrschende Gewohnheit, ihren Körper mit roth und schwarz gefärbtem Thierfett zu beschmieren. Ihre natürliche Hautfarbe wird durch diese Sitte fast unkenntlich. Ihre Kleidung ist sehr einfach. Bei den Vornehmeren bildet ein Tiegerfell, bei den Geringeren ein Schaaffell, Karoß genannt, des Tages ihre Bedeckung, des Nachts ihr Bett. Eben so einfach sind ihre Wohnungen. Es sind das niedrige Hütten, deren Gestalt einem Bienenkorbe gleicht. Ihre Errichtung erfordert nicht viel Mühe. Stecken und Baumäste werden im Kreise aufgestellt, oben zusammengebunden, mit Fellen und Matten oder Schilf bedeckt und mit Lehm oder Kuhmist bestrichen. Das ist die ganze Arbeit, um eine Hottentottenwohnung fertig zu bringen. Ein einziges Loch dient als Thür und Fenster. In der Mitte befindet sich der Heerd,

*) Der bekannte englische Reisende Barrow entdeckte eine große Verwandtschaft der Hottentotten mit den Chinesen, die auch von R. Moffat, Missionary labours and scenes in Southern Africa, Lond. 1842. p. 4. bestätigt wird.

um welchen die Familie sich lagert. Der Aufenthalt in diesen Hütten ist nicht erquickend. An Rauch, üblem Geruch, Schmutz und Ungeziefer fehlt es darin nicht. Wenige Minuten reichen hin, um einen Europäer aus denselben zu treiben. Mehrere solcher in einem Kreise aufgestellter Hütten bilden ein Dorf oder Kraal, dessen mittlerer leerer Raum den Viehherden zum nächtlichen Aufenthalte dient. Der Häuptling, welcher an der Spitze eines jeden Kraals steht, genießt bei seinen Untergebenen ein zweifelhaftes Ansehen. Gefällt sein Regiment nicht, so kümmert man sich um ihn nicht weiter.

Der Hottentotte ist von Natur äußerst träge. Lieber läßt er sich Tage lang vom Hunger quälen, als daß er sein Lager verläßt, um sich ein Wild zu erjagen oder die eßbaren Wurzeln des Landes auszugraben. Nur die äußerste Noth treibt ihn aus seiner Ruhe. Hat er Ueberfluß, so denkt er nicht an den kommenden Tag. In thierischer Gefräßigkeit ißt er, so lange sein Vorrath reicht, um dann vielleicht in der nächsten Zeit sich vom Hunger quälen zu lassen. Feld- und Gartenbau kennt er nicht. Die Missionare haben ihm durch ihr eigenes Beispiel zeigen müssen, wie durch Fleiß und Arbeit dem ergiebigen Boden ein reicher Ertrag abzugewinnen ist. Sein Reichthum ist seine Heerde; die Milch, die sie liefert, ist sein vornehmstes Nahrungsmittel. Nur zur Zeit der Hungersnoth entschließt er sich, ein Stück seiner Heerde zu schlachten. Die gewöhnliche Geschäftlosigkeit des Tages wird je und dann durch eine nächtliche Belustigung unterbrochen. Es ist das ein roher, unförmlicher Tanz, der von einer eintönigen Musik und mit Gesang begleitet wird. Mit der Arbeitsscheu geht die Gedankenscheu Hand in Hand. Geistige Bedürfnisse fühlt der Hottentotte nicht. Hat er Essen, Trinken und Schlaf, so ist er überglücklich. Für seine Seele braucht er nicht zu sorgen, weil er nicht weiß, daß er eine

hat. Bei wenigen Heiden findet man so mangelhafte religiöse Vorstellungen, als bei ihm. Der Gedanke an einen lebendigen Gott will ihm schwer in's Herz. Als einmal ein Weißer von seinem Gotte sprach, meinten die Hottentotten, es sei ein Ding, das man, wie ein Messer, bei sich in der Tasche führe. Verworren sind die Vorstellungen von ihrem höchsten Wesen, das sie Gundscha nennen. Sie kümmern sich aber wenig darum. Die einzige Spur religiöser Anbetung findet sich bei ihnen in der Verehrung eines kleinen kriechenden Insektes, Mantis genannt. Vor diesem kleinen Thiere fallen sie in ängstlicher Furcht nieder, zu ihm richten sie ihre Gebete um Milch und Fleisch, und es wird als das höchste Unglück betrachtet, wenn zufällig eines dieser Thiere getödtet wird. Daß bei einem Volke von solchen Sitten kein eigentliches Familienleben zu finden ist, brauche ich kaum zu bemerken. Ein lobenswerther Zug ihres Characters ist eine gewisse Gutmüthigkeit. Dabei sind sie gastfrei und treu. Selten kommt ein Diebstahl unter ihnen vor. Hinterlist und Verschmitztheit haben sie erst den Europäern abgelernt.

So war das Volk, so lange es, abgeschlossen von der civilisirten Welt, in seiner väterlichen Lebensweise ungestört blieb. Seitdem aber ist es immer tiefer gesunken, immer verkommener und stumpfsinniger geworden. Hören wir, was vornehmlich dieses traurige Loos herbeigeführt hat.

Es lag im Interesse der ostindischen Handelscompagnie, die Niederlassung von Kolonisten am Kap zu begünstigen. Mit ihrer Unterstützung zogen seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zahlreiche gewinnsüchtige Abenteurer, von denen die Meisten im eigenen Vaterlande Ehre und Vermögen verloren hatten, nach Afrika. Sie konnten hier ja bald wohlhabende Bauern werden; allerlei werthloser Tand sicherte ihnen den Erwerb eines ansehnlichen Landgutes.

So lange sich die Hottentotten in ihrem Lande nicht beengt fühlten, ließen sie sich die Nachbarschaft der Fremden gefallen. Den nachfolgenden Zügen von Europäern aber wurde es schwerer, die Gutmüthigkeit der Eingeborenen zu ihrer Bereicherung zu mißbrauchen. Man ging deshalb zu andern Maßregeln über. Wollten die Hottentotten nicht gutwillig den Anmaßungen der Fremden nachgeben, so sollten sie mit Gewalt gezwungen werden. Mit unbeschreiblicher Grausamkeit wurden sie von ihren Weideplätzen getrieben und ihrer Heerden beraubt. Wahre Raub- und Mordzüge wurden gegen sie unternommen. Mancher Kolonist hat sich durch die empörendsten Greuelthaten einen berüchtigten Namen gemacht. Ihrer Habe beraubt, von allen Seiten der Gewalt ihrer Dränger preisgegeben, spalteten sich die früher verbundenen zahlreichen Stämme in kleinere Abtheilungen, um auf diese Weise ihren Unterhalt leichter finden zu können. Diejenigen, welche sich nicht in den Dienst der holländischen Bauern begeben wollten, zogen nach Norden auf die Gebirge oder in die Wüste, wo sie ein kümmerliches Dasein fristeten. Zum Unterschied von den in den Niederungen Zurückgebliebenen, welche den Namen Hottentotten führten, nannte man die Ausgewanderten Buschmänner. Etwas mehr als ein halbes Jahrhundert blieben die Letzteren in ihren Zufluchtsstätten ungestört. Aber die holländischen Bauern gebrauchten auf ihren Höfen Knechte und Mägde, deren Mangel bei der wachsenden Ansiedlung immer fühlbarer wurde. Da warf man sein Augenmerk auf die geflüchteten Stämme. Man sah, daß ein friedlicher Versuch, sie zu gewinnen, scheitern werde. Auf's Neue wurde zu den Waffen gegriffen. Die Wohnsitze der Buschmänner wurden überfallen, die Männer ermordet, die Frauen und Kinder in die Sclaverei geschleppt. Die Verzweiflung gab den Bedrängten bisweilen nicht ohne

Erfolg die Waffen wider die Kolonisten in die Hand; und diese erblickten in der Nothwehr nichts anderes, als Empörung und Raubsucht. Ihren Vorstellungen gelang es, die Colonialregierung für ihre Pläne zu gewinnen. Im Jahre 1774 erging ein förmlicher Befehl zur gänzlichen Vertilgung der Buschmänner; nur der Frauen und Kinder sollte geschont werden, damit die Bauern in ihnen sich ihre Sclaven erziehen könnten.*) Sogenannte „Commandos" wurden mit der Ausführung dieses ungerechten Befehles beauftragt. Das erste Commando zog im Jahre 1774 aus,

*) Daß es indessen mit dem Befehle, der Frauen zu schonen, nicht so ernstlich genommen wurde, beweist folgende Erzählung eines holländischen Soldaten. „Ich schaudere oft, wenn ich an eine Scene denke, der ich in meiner Jugend beiwohnen mußte, als ich meinen Burgher- (Militär-) Dienst anfing. Ich war in einem Commando unter Karl Krotz. Wir hatten einen großen Kraal Buschmänner überfallen und zerstört. Als das Feuer aufhörte, fanden wir noch fünf Weiber am Leben. Nach einer langen Berathung wurde beschlossen, ihr Leben zu schonen, weil ein Bauer eine Magd für dieses, ein Anderer für ein anderes Geschäft brauchte. Die unglücklichen Geschöpfe erhielten Befehl, vor dem Commando vorauszugehen. Aber bald fand man, daß sie unseren Marsch hinderten, da sie nicht schnell genug gehen konnten. Daher befahl man, sie zu erschießen. Die Scene, von der ich nun Zeuge wurde, verfolgt mich oft jetzt noch. Die hülflosen Opfer sprangen auf uns los, als sie unsere Absicht merkten, und klammerten sich so fest an einige der Partie, daß es eine Zeitlang unmöglich blieb, sie zu erschießen, ohne auch das Leben derer zu gefährden, die sie hielten. Vier von ihnen wurden endlich abgethan, aber die Fünfte konnte auf keine Weise von demjenigen unserer Kameraden weggerissen werden, den sie in ihrer Todesangst umklammerte, und seinen Bitten erlaubte man endlich, das Weib nach Hause zu nehmen. Sie ging mit ihrem Retter, diente ihm lang und treu, und starb, wie ich glaube, in der Familie. — Gott vergebe dem Lande!" — Vgl. noch W. Hoffmann, Die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien und andern Heidenländern. H. 1., 3. Aufl. S. 172 ff.

und es gelang ihm, in acht Tagen sechs und neunzig Buschmänner zu tödten. Mit der größten Kaltblütigkeit wurden diese Menschenjagden unternommen, die um so ruhmwürdiger und verdienstlicher waren, je mehr unglückliche Schlachtopfer gefallen waren. „Ich selbst," sagt ein Reisender, „hörte einen dieser unmenschlichen Kolonisten sich rühmen, bei 300 dieser armen Geschöpfe mit eigener Hand ermordet zu haben." — Kann man sich wundern, wenn in den Herzen der Buschmänner der bitterste Groll aufwuchs, der sie zu den gefährlichsten Feinden der europäischen Ansiedler gemacht hat?

Wir haben bemerkt, daß nicht alle Eingebornen die Freiheit der Knechtschaft vorzogen. Ein großer Theil blieb bei den holländischen Bauern zurück. Ihr Loos war noch trauriger, als das ihrer geflüchteten Brüder. Sie waren zwar nicht im eigentlichen Sinne Sclaven ihrer Gebieter, aber ihre Lage war eine nicht viel erträglichere. Nach und nach von einer fruchtbaren Stelle zu der andern getrieben und ihrer Habe beraubt, blieb ihnen endlich nichts anderes übrig, als sich in die Dienste der Kolonisten zu begeben, bei denen sie unter grausamen Mißhandlungen ein Leben voll Mühe und Arbeit fristeten. „So verschwand," sagt ein Freund des Reiches Gottes, „ein freier Hottentotten-Kraal um den andern auf dem Boden der Colonie, und wurde mit seinen Weideplätzen und Viehheerden von den habsüchtigen holländischen Bauern verschlungen, indeß die wenigen unglücklichen Horden, welche in einigen Districten ihre Lagerstätten aufsuchten, nicht mehr die Vollmacht hatten, ihre eigenen Häuptlinge zu wählen; diese setzte jetzt, als Zuchtvögte, der Statthalter des Landes über sie, und von der Capstadt aus ward jedem einzelnen dieser Kraale ein solcher unter dem Namen eines Kapitains zugesendet, der als Zeichen seiner Würde einen großen Stab mit einem kupfernen Knopf in der Hand trug, und als blindes Werk-

zeug der Regierung seine wehrlosen Untergebenen unterdrückte. Noch elender waren diejenigen Hottentotten daran, welche als Knechte unter die Bauern vertheilt wurden. Da kein Gesetz vorhanden war, welches diese Unglücklichen gegen die rohen Mißhandlungen ihrer Meister in Schutz nahm, so waren sie der unmenschlichen Willkür derselben preisgegeben und unter blutigen Peitschenhieben zu harter Arbeit verurtheilt. Aeltere Reisebeschreiber, welche von Zeit zu Zeit das Land besuchten, konnten nicht Ausdrücke genug finden, um die grausamen Mißhandlungen der armen Hottentotten zu schildern, denen sie im Dienste der Bauern straflos preisgegeben waren, und von welchen sie als theilnehmende Augenzeugen erschütternde Beispiele erzählen. Kein Wunder war es, wenn unter solchen Mißhandlungen der sittliche Charakter und das geistige Vermögen dieses Volkes immer tiefer herabsank, und düstere Muthlosigkeit an die Stelle der harmlosen Munterkeit trat, welche man früher an ihnen wahrgenommen hatte. Mit jedem Jahre nahm die Zahl ihrer Bevölkerung ab, selbst ihr Körper verlor alle frühere Kraft, und das ganze Geschlecht wäre unaufhaltsam schnell gänzlich dahingerafft worden, hätte nicht noch gerade zur letzten Stunde das theure Evangelium von Christo, das die Missionare ihnen brachten, sie am Abgrunde gänzlicher Vernichtung gerettet.“

Die holländische Regierung war den Bestrebungen, christliche Erkenntniß und Gesittung unter den heidnischen Hottentotten zu verbreiten, nicht abgeneigt. Sie stellte für die Kolonisten Geistliche an, und sah es gern, wenn diese einen Einfluß auf die Eingeborenen auszuüben suchten. Einige von diesen Männern sind im Drange der Liebe Christi mit vieler Mühe und Gefahr den Verlorenen nachgegangen, um ihnen das Heil in Christo zu verkündigen. Sie sahen wenig Erfolg ihrer Arbeit. Die Herzen blieben

ihren Belehrungen verschlossen, weil die Hottentotten in ihnen die Diener einer Religion sahen, deren Anhänger ihre täglichen Peiniger waren. Daher konnte es geschehen, daß man zuletzt an der Empfänglichkeit der Eingeborenen zweifelte und von vornherein jeden Missionsversuch als fruchtlos ansah. „Es ist gleichsam unmöglich," so äußert sich darüber ein älterer Berichterstatter, „die Hottentotten von ihren abergläubischen Gewohnheiten abzubringen. Es scheint, als ob sie einen tödtlichen Widerwillen gegen alle andern Religionen mit auf die Welt bringen. Man sagt viel von der Juden Verstockung. Unterdessen nehmen doch einige den christlichen Glauben an und verharren darinnen. Aber ich habe niemals gehört, daß ein Hottentott als ein Christ gestorben wäre. Die ostindische Compagnie hat weder Mühe noch Kosten gespart, diese Völker zu erleuchten und dem Evangelio zu gewinnen. Aber alle Sorgfalt ist bisher umsonst gewesen. Viele geschickte und eifrige Missionare sind durch einen heiligen Eifer für die Ehre des Herrn, und von Mitleiden gegen diese unglückseligen Leute gereizt worden, haben sich in tausend Gefährlichkeiten gewagt und unglaubliche Mühe sich gegeben, um einige Hottentotten zu bekehren. Alle ihre Arbeit und Mühe hat keinen Nutzen gebracht, und endlich haben sie dieses großmüthige Unternehmen müssen fahren lassen, ohne daß bei diesen verstockten Gemüthern auch nur die geringste Spur des Christenthums übrig geblieben wäre. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß man sich keine Rechnung auf künftigen besseren Fortgang zu machen habe, wenigstens in unseren Tagen." So allgemein diese Ansicht unter der großen Masse war, so gab es doch immer einzelne Gläubige, die ihr nicht zufielen. Sie erkannten, daß zu einer erfolgreichen Mission unter den Hottentotten Männer erforderlich waren, die ohne alle Verbindung mit den Kolonisten und fern von irdischem Interesse

allein dem Herrn zu dienen begehrten. Die Brüdergemeinde zählte solche Männer in ihrer Mitte, und daher erging an dieselbe die bereits erwähnte Aufforderung, sich des armen und verkommenen Hottentottenvolkes anzunehmen.

Hören wir im folgenden Kapitel, was der erste Missionar ausgerichtet hat.

## Zweites Kapitel.

# G. Schmidt's Missionsthätigkeit.

Höret mir zu, die ihr die Gerechtigkeit kennet; du Volk, in welches Herzen mein Gesetz ist. Fürchtet euch nicht, wenn euch die Leute schmähen; und entsetzet euch nicht, wenn sie euch verzagt machen. Jes. 51, 7.

G. Schmidt begann gleich nach seiner Ankunft am Flusse Zonderend seine Arbeit. Noch an demselben Tage besuchte er den ihm bekannten Afriko in seiner Hütte. Die Kunde von dem Lehrer hatte sich bereits unter die benachbarten Hottentotten verbreitet, die ihre Freude darüber durch Musik bezeugten. So war der Eintritt auf sein Arbeitsfeld ein hoffnungsreicher.

Einen treuen Freund und Rathgeber fand der Missionar an Afriko, neben dessen Hütte er, nachdem er die Gegend für seinen Beruf passend gefunden, die seinige errichtete. Tröstlich war ihm beim Bauen die Loosung des Tages, Jes. 54, 2: Mache den Raum deiner Hütte weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare seiner nicht; dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. — Als die einfache Hütte fertig war, begann er mit der Anlegung eines kleinen Gartens. Er betrachtete es als ein Stück seines Berufes, die Heiden an Fleiß zu gewöhnen, und das erreichte er am meisten durch das eigene Beispiel. Seine Wohnung mit dem Gärtchen darum nahm sich ganz

stattlich unter den Hottentottenhütten aus. Er fühlte sich bald an dem Orte heimisch.

Während er den Tag über vollauf mit den äußeren Einrichtungen zu thun hatte, benutzte er die Abendstunden zu Unterredungen mit den Heiden. Afriko war dabei sein Dolmetscher. Man muß die Weisheit des einfachen Mannes bewundern, mit welcher er seinen stumpfsinnigen Zuhörern zu Herzen redete. Er knüpfte an die irdischen Gaben an, und wies von diesen auf den himmlischen Geber. So fragte er einmal den Afriko, ob sie wüßten, daß oben ein guter Geist wohne, der ihnen ihr Vieh und Alles, was sie hätten, gegeben habe. „Ja, wir wissen es," antwortete der Heide, „er heißt Tui hqua." Schmidt bezeugte ihm nun weiter: „Dieser gute Geist ist es, der allein euch erlösen kann, und ich bin in keiner anderen Absicht hieher gekommen, als euch mit ihm bekannt zu machen." Afriko antwortete: „Wir freuen uns, das zu hören, Baas."

Schmidt fühlte, daß die Nothwendigkeit, zu den Leuten durch einen Dolmetscher reden zu müssen, seiner Thätigkeit ein großes Hinderniß war. Ein Versuch, die Hottentottensprache zu lernen, mißlang. Die Unbehülflichkeit, mit welcher er die eigenthümlichen Schnalzlaute hervorzubringen pflegte, zog ihm den Spott der Heiden zu. Er kam darüber in nicht geringe Besorgniß. Da dachte er, es müsse doch den Hottentotten am Ende leichter werden, das Holländische zu lernen, als ihm die Landessprache, und ohne Säumen beschloß er, sie darin zu unterrichten. Am 27. October 1737, an welchem Tage ihn das Loosungsbüchlein auf Jes. 60, 1: „Mache dich auf, werde Licht," hinwies, eröffnete er eine Schule, zunächst mit Afriko's Familie. Nach und nach fanden sich mehrere zum Unterrichte ein. Ein Jeder, der vom Schulhalten etwas versteht, weiß, daß das eine Arbeit voll saurer Mühe ist und eine Geduld erfordert, die nur in

der Schule des Gebets gelernt werden kann. Unser Missionar erfuhr das. Er hatte die Fähigkeiten der Hottentotten zu hoch angeschlagen. Sie zeigten sich äußerst ungelehrig. Lange Zeit verging, ehe sie es bis zum Aussprechen der Buchstaben gebracht hatten.

Man dürfte nicht meinen, daß Schmidt's Arbeit sich vorderhand nur auf's Lesenlehren beschränkt hätte. Er verlor nie seinen Beruf aus den Augen, und bei seinen Besuchen und regelmäßigen Versammlungen pries er den Heiden die Gnade dessen, der gekommen ist, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. Dabei füllten seine Beschäftigungen in Garten und Feld einen großen Theil seiner Zeit aus.

Mehr als ein halbes Jahr hatte Schmidt am Flusse Zonderend gearbeitet. Er fühlte sich auf seinem Posten immer heimischer, und die Liebe seiner Hottentotten war ihm Ersatz für so manche Mühsal und Entbehrung. Hier, hoffte er, werde die Gnade des Herrn sich ein Volk erziehen, das sein Licht in die Finsterniß leuchten lassen könnte. Da traf ihn unerwartet am 23. April 1738 der Befehl, aus der Nähe des Compagnie-Postens zu ziehen. Er folgte mit schwerem Herzen. Am Sergeantsflusse, etwas mehr als zwei Meilen von seinem bisherigen Wohnplatze entfernt, fand er eine Stelle, die ihm zum Anbau geeignet schien. Achtzehn Hottentotten, die sich von dem geliebten Lehrer nicht trennen wollten, zogen mit ihm. In wenigen Tagen war eine neue Hütte erbaut, ein neuer Garten angelegt. Schon am 4. Mai begann er wieder seine Schularbeit. Auch die früheren Abendversammlungen wurden regelmäßig gehalten. Groß war seine Freude, als er an Einzelnen Eindrücke der göttlichen Gnade wahrnehmen durfte. So bezeugt er von einem Hottentotten, Namens Wilhelm, welchen er später in seine Hütte aufnahm, daß „er den

gekreuzigten Jesus wirklich liebgewonnen und Vergebung seiner Sünden in seinem Blute gefunden habe." — „Später," erzählt Schmidt weiter, „wurde er mein Gehülfe, und sagte seinen Landsleuten in ihrer Sprache, er wisse aus eigener Erfahrung, daß das Wahrheit sei, was ich von Gott, unserem Heiland, sage. So kam allmählig eine große Zahl zu mir, und schickte sogar ihre Kinder mir zu, um holländisch sprechen und lesen zu lernen. Um sie speisen zu können, gaben sie mir ein paar Kühe, damit ich Milch hätte zu ihrem Unterhalt, außer den Wurzeln, die sie suchten. Gewöhnlich hatte ich 30, oft 50 Schüler. Afriko, Kibbodo und Wilhelm sagten oft zu mir, ihre Herzen fühlten, daß das wahr sei, was ich ihnen von dem Heilande und seiner Liebe zu den Menschen erzählte; sie bekannten auch, sie seien elende Sündenknechte gewesen, aber nun hätten sie gefunden, daß das Blut Jesu die Kraft habe, sie von der Herrschaft des Bösen zu befreien. Einstmals, da ich Wilhelm fragte, wie sein Herz gegen den Heiland stehe, antwortete er: „Wenn auch alle meine Landsleute den Heiland verlassen wollten, so würde ich doch nicht von ihm gehen, denn bei ihm ist das ewige Leben. Ich weiß, daß ich noch nicht bin, wie ich sein sollte, aber ich will dennoch bei Jesu bleiben und will ihn so lange bitten, bis ich die volle Kraft seines kostbaren Blutes in der Erneuerung meines Herzens erfahre." —

Eins war es, was Schmidt in seiner schwierigen Arbeit mit Schmerz erfüllte: sein Alleinstehen auf seinem Posten. Er fühlte sich oft recht verlassen. Eine Zeitlang fand er einen treuen Freund in einem Korporal, Karl Kampen, der durch seine Zeugnisse zum entschiedenen Glauben an den Herrn gekommen war. Aber dieser Freund wurde ihm im Jahre 1740 durch den Tod entrissen. Mehrere Male schrieb er nach Herrnhut um einen Gehülfen,

allein seine Bitten blieben unerfüllt. Man kann sich daher seine Freude denken, als er während eines Besuches in der Capstadt im Juli 1739 zwei Brüder, David Nitschmann und Dr. Eller, die auf ihrer Reise nach der Insel Ceylon begriffen waren, begrüßen durfte. Sie hatten Briefe aus Europa für ihn bei sich, die sie ihm jetzt wider Erwarten persönlich einhändigen konnten. Darunter war ein Schreiben des Grafen Zinzendorf, in welchem er unter Anderm sich also gegen Schmidt ausspricht: „Mein Herzensbruder, wie weit bist du mit deinem lieben Volk? Was sagt man denn diesen Kindern? Was machen sie denn mit dem Heiland? Lernen sie ihn kennen, oder bleibts bei der Erkenntniß Gottes? Ach, Bruder, bewahre die theure Beilage. Unser Jesus sei dir Alles! Sein Blut bringe an sie, sobald du kannst. Ueberzeuge die Hottentotten, daß sie Sünder sind, und wenn sie das glauben, so mache, daß sie ihm zu Füßen fallen und Gnade suchen. O könnte ich mein ganzes Herz dir deswegen ausschütten, und könnte ich dich anfüllen mit einem sehnenden Verlangen nach diesen Seelen; wie ich es denn schon mächtig in dir merke." — Die Tage, welche Schmidt im Hause des befreundeten Kapitains Rhenius in der Gemeinschaft mit seinen europäischen Brüdern verlebte, waren für ihn recht selige Tage. Er fühlte es recht lebendig, was es mit der Gemeinschaft der Heiligen auf sich hat, und ein reicher Trost floß ihm daraus zu. In einem Briefe an Leonhard Dober vom 11. August 1739 erzählt David Nitschmann von seinem Zusammentreffen mit Schmidt so: „Wie wir eine Kammer angewiesen kriegten, so fielen wir auf unsere Kniee nieder, dankten dem Heiland für alle seine Erbarmungen, die er uns und ihm gethan hat, und baten den Herrn für dieses Land, daß er der Heiden Trost und Rettung bald sollte kommen lassen, ja, daß alle Lande seiner Ehre bald

voll werden möchten. Wie ein weites Feld ist Afrika zur Arbeit! Wann wird der Herr auch Boten zu den Kaffern schicken, die Bruder Schmidt's Nachbarn sind? Er wird uns selbst Bahn machen, denn die Sache Schmidt's ist nicht allein auf die Hottentotten abgesehen." Am Schluß dieses Briefes giebt Nitschmann unserem Hottentottenmissionar das Zeugniß, daß ihm seine Treue in dem ihm angewiesenen Berufe bei den Kolonisten sowohl, als auch bei den Hottentotten viele Liebe und Achtung erworben habe. „Die Leute am Kap sagen, er hätte soviel ausgerichtet, als in 30 Jahren hier nicht wäre geschehen worden, nämlich, daß in einen Hottentotten so viel zu bringen sei, als wie er gethan. Sie gehen wirklich dann und wann allein beten." — Nach der Abreise der Brüder kehrte Schmidt auf seine Station zurück. Mit neuem Muthe ging's an die Arbeit. Er hat darüber genaue Tagebücher geführt, die der Gemeinde in Europa viel Stoff zum Loben und Danken gegeben haben. Er theilt darin die kleinsten Erlebnisse mit, weil sie ihm Bezug auf sein Werk zu haben schienen. Außer von seiner eigentlichen Missions- und Lehrthätigkeit spricht er darin von seinen Arbeiten in Garten und Feld. Eine fortlaufende Erzählung läßt sich aus ihnen nicht schöpfen. Darum will ich hier einige Auszüge mittheilen, die uns in seine Arbeit einzuführen geeignet sind. Ich lege das Tagebuch aus der Zeit vom November 1739 bis dahin 1740 zu Grunde*). Am Schluß desselben spricht er von seiner täglichen Beschäftigung mit den Hottentotten. „Die Leute, die in die Morgen- und Abendversammlungen kommen, sind dieselben, die das Vieh hüten und Lust zur Arbeit haben. Die Schule dauert niemals lange, denn diese Leute können sich nie anhaltend mit einer Sache beschäftigen. Ich über-

*) Vergl. Büdingische Samml. II, S. 78 ff.

höre bloß jedem, was er gelernt hat, und erkläre es ihm. Die meisten sind von schweren Begriffen, und ich muß gewöhnlich das schon Gelernte wiederholentlich vorlesen, ehe sie es nachsagen können, aber darüber muß man sich nicht wundern, da sie das Niederdeutsche noch so wenig verstehen. Ich wünsche sehr, daß sie es lernen, denn sonst können sie mich nicht verstehen, wenn ich ihnen die Schrift erkläre. Die Abendversammlung dauert nie länger, als eine Stunde, gewöhnlich nur dreiviertel oder eine halbe Stunde. Ehe sie zum Morgengebet kommen, gehen sie erst für sich hin, knieen nieder und beten aus ihrem Herzen, so gut sie können. Die Männer, Weiber und Knaben sind jeder in zwei Classen getheilt; die Mädchen sind in Einer Classe. Jede Classe betet zusammen vor und nach der Abendversammlung. Meine ganze Versammlung besteht aus zehn Männern, zehn Frauen, sieben Knaben und fünf Mädchen. Fünfzehn von ihnen können das Neue Testament lesen." — Aus dem erwähnten Tagebuche hebe ich Folgendes aus.

Am 15. November 1739 hatte Schmidt einen Besuch bei dem erkrankten Afriko gemacht. Als er zurückkehrte, traf er unterwegs eine Hottentottin, die ihm aus dem Unterrichte entlaufen war. „Ich fragte, ob es ihr wohl ginge. „Nein," sagte sie, „mein Gewissen hört nicht auf, mich zu nagen." Ich sagte: das hab ich euch vorlängst gesagt, daß außer dem Heiland keine Ruhe zu finden ist. Sie sagte: das ist eine ewige Wahrheit, was ihr uns vom Heilande gesagt habt; ich bin wohl beschämt, um wieder zu euch zu kommen, aber mein Gewissen, das nagt mich überall. Ich sagte: Wenn ihr Lust habt, dem Heiland aufrichtig Gehör zu geben, so vergebe ich euch Alles gerne, was mich betrifft. Könnt ihr aber noch Vergnügen finden in der Sünde und den Betrügereien des Teufels außer dem Heilande, so könnt ihr hingehen, wo ihr hinwollt. „Nein," sagte sie, „das Ver-

gnügen vergeht mir wohl." — Den 30. Novbr., Vormittag hab ich gelehret und Nachmittag gearbeitet mit meinem Volk an der Dreschtenne. Ich redete mit Afriko, wie die Zeit so theuer zu achten sei, um noch durch die Gnade des Heilandes ein solcher Mensch zu werden, wie der erste nach dem Bilde Gottes geschaffen war. Er sagte: das glaub ich. — Den 1. Dezbr. des Abends kam die Schwester von Printz nach Hause, sie kam zu mir und sagte: Ich habe nicht gut aufgepaßt. Ich fragte: Was habt ihr dann gethan? Getanzt hab ich und das Beten unterlassen. Ich sagte: Was kann es mir schaden; so lange ihr zu Hause seid, wollt ihr dem Heiland Gehör geben, und wann ihr an den Kraal kommt, so thut ihr, wie ihr vor gethan habt. Ihr denkt, daß es nur ein Spielwerk ist mit dem Heilande, und euer Tanzen besser, aber ihr werdet es schon noch erfahren, und so ging sie nach Haus. — Den 2. Dzbr. Heute kam Wilhelm und Mos zu mir, ich fragte: Wo seid ihr denn so lange gewesen? Sie sagten: An dem Kraal. Ich sagte: Ihr Leute, ihr machts gar zu grob, ihr behandelt mich nicht als einen ehrlichen Mann. Als ihr weggingt, sagtet ihr: wir kommen bald wieder nach Haus und gehen nur an einen Kraal, und ihr seid von einem Kraal zu dem andern gegangen, und so lange außen geblieben, und ich habe es euch schon so viel Mal gesagt, daß, wer nicht Lust hat, dem Heiland Gehör zu geben, der soll es nur sagen, ihr könnt alle Tage hingehen, wo ihr hin wollt. Sie antworteten nichts, und so gingen sie nach Haus. Ich hielt des Abends Versammlung, Wilhelm und Mos kamen auch. — Den 3. Dzbr. Nachmittag kam die Schwester von Printz mit ihrem Buche zu mir und sagte: Ich kann dem Seligmacher nicht Gehör geben. Ich sagte: Darum, daß ihr nicht wollt, ihr glaubt dem Teufel mehr, als dem Seligmacher, und darum, so wie ihrs macht, so habt ihrs. Wenn

ihr keine Lust mehr habt, um zu lernen, so legt das Buch nur nieder und geht, wohin ihr wollt. Und so hat sie auch gethan. — Den 12. Dezember früh nach dem Gebet kam Wilhelm und Mos zu mir und sagten, sie wollten an den Kraal gehen. Ich fragte, was er da thun wollte; er sagte, er wäre von Gedanken, sich eine Frau zu nehmen. Mos sagte, er wollte auch mitgehen. Ich sagte: Ihr wißt meinen Rath, den ich euch vorlängst gegeben habe, daß ihr zuvor den Heiland sollt kennen lernen, anders habe ich Nichts dagegen. Denn ich hab es ihnen vergangen schon gesagt, daß, so lange sie den Heiland nicht lernten kennen, ich mich auch in ihre Sache nicht könnte einlassen, sie möchten darum thun, wie sie wollten. — Den 23. Dezbr. zu Mittag kam ein Bauersmann zu Pferd, welcher nach einem Dorfe reiste; unter andern Discursen kam ich mit ihm zu sprechen, wie der Heiland so unbekannt sei, bei so viel tausend sogenannten Christen; und wie er doch so viel aus Liebe für uns gethan habe; wie er Bürge geworden sei bei seinem Vater für uns; und wie er zur bestimmten Zeit am Kreuz mit seinem theuren Blute bezahlt habe; wie er alle Menschen losgekauft habe von dem Teufel und von der Gefangenschaft der Sünden, wie er uns auch erlöst habe vom Zorn Gottes u. s. w.; wie sich aber dessen niemand getrösten könne, so lange er nicht glaube an Jesum als seinen Heiland. — Den 28. Dezbr. Abends kam ein Mann zu Pferde von der Post zu mir und sagte, daß der Corporal (Kampen) wieder vom Cap zu Haus und ließ mich ersuchen, ich sollte zu ihm kommen, weil er sich schwach und krank befinde. Ich machte mich fertig und ließ mein Volk zusammenkommen und betete mit ihnen. Dann ritt ich mit dem Mann. Ich predigte dem Manne den ganzen Weg von dem gekreuzigten Christo; ehe wir an die Post kamen, sagte er, mir ist der Weg recht kurz worden bei dem Zu-

hören vom Heilande. Zu Mitternacht kamen wir an die Post; als ich zu dem Corporal kam, fing er an zu weinen, und sagte, es freut mich recht, daß ihr zu mir kommt. Ich fragte ihn, wie es ihm auf der Reise gegangen sei, er sagte, wenn ich daran gedenke, an die große Treue des Heilands, die er diese Reise in meinen schwächlichen Umständen bewiesen hat, so kann ich nicht anders als weinen: ich will mich auch nichts mehr bekümmern in der Welt, sondern mein Herz allein auf Jesum stellen, und was er mit mir machen wird, will ich annehmen, es sei zum Leben oder zum Sterben, denn ich sterbe mit Freuden. Ich sagte, wer Jesum kennt, der stirbt nicht, wenn er stirbt. Er sagte: der Heiland hat mir in dieser Krankheit wieder Manches lassen klar werden, was ich noch nicht erkannt habe, und insbesondere, wie daß es allein auf sein blutiges Verdienst ankomme. Ich wachte die Nacht bei ihm. Den 29. las ich ihm die erste Rede des Grafen (Zinzendorf) über den zweiten Artikel. Ehe ich Abschied nahm, redete ich mit ihm, wie der Heiland wahrlich so thut, als er gesagt hat. — Den 30. kamen zwei Hottentotten von dem Kraal zu mir, und ersuchten mich, ich sollte sie mit ihrem Vieh auf meinem Ort lassen bleiben. Ich sagte: ihr Leute, ihr wollt den Heiland nicht kennen lernen, da ihr doch so gute Gelegenheit dazu habt, und darum läßt euch der Heiland strafen durch die Buschges Manns (Buschmänner), wenn ihr aber den Heiland wollt kennen lernen, so kann er euch wohl davon befreien; er hat alle Menschen in seiner Macht. — Den 31. kamen Viele von meinen Leuten nach Haus, es kam auch ein Mann mit ihnen, welcher Kinder lehrt bei den Bauern, er reiste nach dem Cap und blieb bei mir über Nacht. Er sagte: Ich bin begierig gewesen, einmal zu euch zu kommen, dieweil ich so viel gehört habe von euch urtheilen; einer sagt dies, der andere das. Ich sagte: Mein

Freund, das nimmt mich nicht Wunder, und ich kehre mich auch nicht an der Menschen Urtheile; denn wer Grund davon haben will, der komme und sehe es. Es schien, daß der Mann ein Liebhaber des Guten war. Ich redete viel mit ihm von der unaussprechlichen Gnade des Heilandes, und was er erworben hat durch sein Blut und seinen Tod am Kreuz, und daß er allen Menschen will helfen. Der Name mache keinen Christen, sondern der Beweis u. s. w. Er war ein Friesländer. Meinem Volk erklärte ich Matth. 7. Der Mann hörte auch mit zu. Ehe wir schlafen gingen, sagte er, die rechten Christen wären gewohnt, die Kniee zu beugen, ehe sie schlafen gingen; ich sagte, ja, das ist auch gut, und ich knieete mit ihm nieder und betete. Den 1. Jan. 1740. Heute früh knieeten wir wieder nieder, und ich betete. Darnach betete ich mit meinem Volk. Nach dem Gebet redete ich mit dem Mann, was es zu sagen habe, ein Lehrer anderer Menschen zu sein; und wer das nicht beweise selbst, was er andere lehre, eine Gelegenheit zur Sünde sei, und ein schwer Urtheil zu gewarten habe. Dann reiste er weg, ich sagte, er sollte mehrmal zu mir kommen, er sagte, ja, wenn ich Gelegenheit habe. Nach dem Lehren fragte ich Wilhelm, wie es abgelaufen sei mit ihrem Vornehmen. Er sagte, ich habe mir eine Person ausersehen, nämlich die Schwester von Printz, welche aus dem Lehren weggegangen, und Mos auch eine Jungfrau, welche vorlängst aus dem Lehren weggegangen. — Den 21. Jan. kam Afriko und seine Frau nicht in die Versammlung; sie waren zornig auf einander gewesen. Wilhelm hatte auch Verdruß auf Kyb. Janke ist noch nicht zu mir gekommen, so lange er zu Hause ist. Nun laß ich den zweien sagen, wenn sie keinen Sinn haben, dem Heiland Gehör zu geben, sollen sie mir die Bücher wiederbringen. Den 22. ließen mir die zwei sagen, sie wollten sich wieder

versöhnen. Nach dem Gebet ritt ich auf die Post. Der Corporal war sehr froh, daß ich wieder zu ihm kam. Er befindet sich bald ein wenig besser, bald wieder dem Tode nahe. Ich redete mit ihm, was zum Kreuz auf sich nehmen gehöre, und Jesu nachzufolgen; zweitens von der Vergebung der Sünden. Er sagte, der Teufel bringt mir manchmal Gedanken ein, als wenn mir die alten Sünden nicht alle vergeben wären. Ich sagte, wem der Heiland seine Sünden vergibt, dem vergibt er sie alle; er sagte: ich glaube das auch, sei auch ruhig in seinem Herzen. Ich redete noch vieles mit ihm und erzählte ihm auch kürzlich die Haushaltung in Herrnhut. Er sagte: ich wünschte wohl zwei Jahr da zu sein, ich wollte vieles lernen. Ich sagte, er sollte nur treu sein auf seinem Posten, der Heiland werde ihm alles geben, was er nöthig habe, und es könnte geschehen, daß noch eine Gemeine in Afrika würde. Ich nahm Abschied; er sagte mit freudigem Muth, ich sterbe hier und lebe dort. Um 6 Uhr kam ich nach Haus. Afriko und seine Frau, auch Wilhelm und Janke kamen wieder in die Versammlung. — Den 24. Jan. Heute kam Printz auch mit ins Gebet. Darnach kam mein neuer Nachbar zu mir, ein Freimann; er ist zuvor Knecht gewesen auf dem neuen Viehplatz. Als ich mein Volk lehrte, sagte er, es gehört viel Geduld dazu. Nach dem Lehren blieb er noch lange bei mir. Ich kam endlich mit ihm zu sprechen, und beschrieb ihm einen rechten und falschen Christen, und wie man ein rechter Christ werden könnte. Ich sagte, was Jesus am Kreuze durch seinen Tod aus Liebe für uns Menschen gethan habe, und daß er allen Menschen will helfen, daß, wer nur an ihn glaubt, selig wird. Ich erzählte ihm, wie ich den Heiland hätte kennen lernen, und daß der Heiland in Wahrheit so thut, wie er gesagt hat. Er sagte, das ist Alles wahr, und ich merkte, daß er einen Schlag

an sein Herz gekriegt hatte. — Den 25. ließ mich der Korporal wieder ersuchen, zu ihm zu kommen, er hätte was Nöthiges mit mir zu sprechen. Ich machte mich fertig und ritt nach ihm. Als ich kam, fing er an zu weinen, und sagte, ich bin außer mir selbst. Ich fragte, was ihm fehle, er sagte, der Teufel plagt mich so mit Zorn und Verdruß in meinem Gemüth, Alles, was ich ansehe, verdreußt mich. Ich sagte, das ist nur eine Probe, der Heiland aber meint's gut mit euch, er will euch nur weisen, wer ihr seid. Er hat sich eingebildet, als ihm der Heiland Ruhe geschenkt hat, und von der Anklage des Gewissens befreiet, daß er nun ein vollkommener Mensch sei, und alle Feinde überwunden habe; nun sie aber wiederkamen und ihn anfielen, konnte er sich nicht drein finden. Als ich ihn nun wieder auf die Spur brachte, sagte er, nun will ich euch Alles glauben, was ihr mir sagt. Ich habe es ihm vergangen gesagt, daß es sein Hauptfeind ist: nun aber weist ihn der Heiland darauf, und so glaubt er's. — Den 30. nach dem Gebet ritt ich zu meinem Nachbar. Der Wagner hatte mich rufen lassen. Als ich dahin kam, so war auch ein anderer Bauer mit seiner Frau da. Der Wagner sagte, ich hätte gern einmal wieder mit euch gesprochen, darum habe ich euch rufen lassen. Ich nahm Gelegenheit, ihnen den Heiland anzupreisen; dabei sangen wir einige Verse aus Liedern. Darnach ging ich hinaus, nach dem Wetter zu sehen; es regnete, so hörte ich, daß der Bauer sagte: Der Mann ist gut lutherisch, reformirt und auch katholisch. Es ist aber auch nur ein Glaube, der Glaube an Jesum Christum. Als ich wieder ins Haus kam, fing der Wagner an zu discuriren von dem heiligen Abendmahl. Er sagte, daß das Nachtmahl zur Vergebung der Sünden sei. Ich sagte: eigentlich nicht. Christus habe sein Blut vergossen am Kreuz zur Vergebung der Sünden,

aber das h. Abendmahl zum Gedächtniß seinen Jüngern gegeben. Er gab mir Recht. Unterdessen kam ein Hottentott von der Post; der Corporal ließ mich wieder rufen; es regnete aber ohne Aufhören; ich wollte wegreiten, mußte aber da bleiben. Es kam auch ein Soldat. Mein Herz brannte in mir vor Zeugenbegierde, ich redete Vieles. Den 31. ritt ich nach der Post. Der Corporal sagte: Ich kann den Heiland nicht recht bitten. Ich sagte: der Heiland sieht nicht auf viele Worte, sondern auf das Herz. Hernach redete ich von einigen äußerlichen Sachen. Hierauf erklärte ich ihm Joh. 6. Da fing sein Herz an, wieder aufzuleben. Darnach das Lied: Erleucht mich, Herr, mein Licht, und erklärte es wieder. Den 1. Febr. las ich ihm das Lied: Entbinde mich, mein Gott. Ich ritt wieder weg. Es kam die Schwester von Printz und die Vehetgien, und wollten wieder lernen; sie waren beschämt. Ich sagte: Nun könnt ihr selbst urtheilen, was ihr für böse Herzen habt, die euch betrügen. Die Vehetgien sagte, das ist wahr. Sie brachte ihres Mannes Schwester mit, um zu lernen: ich nahm sie alle drei an. — Den 5. vor Tage kamen drei Hottentotten von der Post und sagten: der Corporal liegt auf's Sterben, ich sollte zu ihm kommen. Ich sagte: Lieben Menschen, so wird's uns auch einmal gehen, glücklich ist, wer den Heiland kennen lernt. Ich betete erst mit meinem Volk, und dann ritt ich auf die Post. Zwei Hottentotten gingen wieder mit mir. Unterweges fing ich an zu reden mit ihnen, wie daß der Heiland am Kreuz aus Liebe für alle Menschen gestorben, und durch sein Blut uns losgekauft von dem Teufel und der Sclaverei der Sünden, und den Zorn Gottes gestillet. Sie merkten gut auf, was ich sagte, und konnten gut holländisch verstehen. — Den 8. ließ mich der Corporal wieder ersuchen, zu ihm zu kommen. Als ich kam, weinte er. Ich fragte, warum er mich rufen lassen. Er

sagte, er hätte einmal eine grobe Sünde gethan, und die hätte er noch allezeit vor mir verschwiegen. Er hätte aber so viel Angst darüber bekommen, daß er es nicht mehr verschweigen könnte. Er bekannte es frei. Ich sagte: So geht's, wenn man nicht recht offenherzig ist gegen die, die den Heiland auch lieb haben: denn der dem Andern seine Sünde bekennt und läßt, dem soll Barmherzigkeit widerfahren. Ich blieb da. Abends sagte ich: Wir wollen auch mit einander beten. Er wollte seine Soldaten lassen hinaus gehen, ich sagte: das ist nicht nöthig. Er hat sich noch immer vor seinem Volk gescheut. Ich erklärte Matth. 5. mit großer Freudigkeit. Die Soldaten, die zu Hause waren, hörten auch mit zu. Als ich gepredigt hatte, fiel ich auf die Kniee und betete. — Den 14. ließ mich der Corporal wieder ersuchen, zu ihm zu kommen; ich ließ mein Volk zusammenkommen in's Gebet. Darnach ritt ich hin. Der Soldat erzählte mir, wie er in der Welt gelebt. Ich sagte: das währt eine kurze Zeit, aber wohl dem, der den Heiland kennt. Er sagte: das ist wahr. Ich fand den Corporal schwach. Nun fängt er an, irre zu reden, aber was man ihn fragt, das versteht er gut. Ich blieb die Nacht bei ihm. Den 15. hat der Soldat den Auszug unserer Lieder gelesen. Der Corporal kam mir heute noch schlechter vor. Um 8 Uhr fing er mehr an, zu irren, und sagte Vieles. Ich sagte: seid ihr nur zufrieden, so war er stille. Er nahm von mir und den Soldaten Abschied, und dann sagte er: Jesus, du bist doch mein Jesus, und sollst's auch bleiben. Ich sang das Lied: O süßer Stand, o selig's Leben. Unter dem Segen richtete er sich auf, legte sich aber wieder nieder. Als ich das Lied ausgesungen hatte, ging er ohne weitere Worte zum Heiland hin. Ich war allein bei ihm. — Den 28. kam der Unter-Landdrost, mich zu besuchen. Er war auf der Compagnie-Post gewesen. Der Land-

drost wollte mein Volk gern hören lesen; so ließ ich zwei lesen im Testament, er war darüber verwundert. Wir sprachen auch mit einander vom Seligwerden. Ich sagte, das Leiden und Sterben des Heilandes könnte denjenigen Menschen, welche in ihren Sünden bleiben wollten, eben so wenig helfen, als Gefangenen, denen Freiheit angeboten wird, und sie wollen lieber im Gefängniß bleiben. Nachmittag ritten sie wieder weg. Darnach kam Wilhelm und Afriko zum Lesen. — Den 11. März kam unter dem Lehren ein Soldat von der Post, und brachte mir Nachricht, daß zwei Commandeurs und ein neuer Corporal vom Cap angekommen und sie ließen mich ersuchen, zu ihnen zu kommen. Ich ging mit dem Soldaten. Nachmittag kam ich an die Post, ich empfing die Herren Commandeurs und fragte sie nach dem Wohlstand am Cap .... Unter'm Discouriren sagte der eine Commandeur, die Soldaten müßten was voraus haben, und der Heiland würde es so genau von ihnen nicht fordern, als von andern Menschen. Ich sagte: Mein Herr, so steht's nicht geschrieben. Der Heiland will wohl alle Menschen zur Seligkeit haben, aber sie wollen nicht, und wer nicht an den Heiland glaubt, bleibt doch ein verfluchter Mensch, er mag auch sein, wer er will. Mit einem Wort, ich sagte ihm teutsch die Wahrheit. — Den 12. Vormittag wurde der neue Corporal vorgestellt; es kamen auch viele Hottentotten zusammen, so stellten die Commandeurs ihnen den Corporal auch vor, und sagten ihnen im Namen des Gouverneurs, daß sie ihm in allen Stücken gehorchen sollten. Dabei wurde geschossen. Darnach wurde Trank gegeben an die Hottentotten, und die Herren sagten, nun sollten sie tanzen. Ich ersuchte sie, sie sollten doch die armen Heiden nicht trunken machen und nicht zum Tanzen anhalten, das stund aber den Commandeurs nicht an. Sie gaben mir zur Antwort, sie müßten auch Plaisir haben.

Ich sagte: Meine Herren, so mögt ihr thun, was euch beliebt, aber das müßt ihr wissen, daß ein Jeder wird Rechenschaft geben müssen, vor dem, der Alles richten soll, und ich ging weg von ihnen ins Haus und schrieb. Sie waren darüber beschämt und kamen mir nach. Darnach fingen die Hottentotten an zu tanzen und zu schreien abscheulich. Die Commandeurs gingen hinaus und hatten ihr Plaisir daran. Der Corporal und noch ein anderer blieben bei mir, ich redete mit ihnen vom Heiland, und wie seine Nachfolger lebten in dieser Welt u. s. w. Sie sagten, das ist wahr. Ueber eine Weile ging ich hinaus zu den Hottentotten und sagte, das ist nicht gut, was ihr thut. Die Herren legten sich schlafen und die Hottentotten hörten auf zu tanzen. Zwei Mann von meinem Volk waren auch mit auf der Post, aber sie blieben von dem Getümmel weg. — Den 29. kamen zwei Frauen zu mir, ich fragte, was sie doch so lange an den Kraalen machten. Sie sagten, sie hätten Karosse (Felle zu Kleidern) gemacht. Aber es ist ein lügenhaft Volk. Ich sagte zu ihnen: ich werde mit euch nicht mehr Geduld haben, denn ihr macht mir so viel Lügen weiß. Wenn ihr so viel Plaisir da findet, so könnt ihr ja dahin gehen, ihr könnt da tanzen und springen und thun, was ihr wollt. Des Abends kamen Viele in die Versammlung. — Den 5. April ritt ich auf die Post; als ich beim Corporal kam, hatte ich gute Gelegenheit, ihm den Heiland zu verkündigen. Vormittag kam ein Herr aus Hottentottisch Holland, er fing an zu reden von den Hottentotten, er glaubte von ihrer Bekehrung noch weniger, als dem Teufel. Ich sagte, ich glaubte fest die Worte des Heilands, und daß er so thun wird, als er gesprochen von allen Nationen. Abends, als wir wollten schlafen gehen, sagte er: ein jeder Christ muß glauben und hoffen, selig zu werden, und ich glaube auch. Ich sagte: mein Herr, man

muß erst zuvor wissen, was der Glaube ist, was und an wen man glaubt; anders ist es nur eine Einbildung und kein Glaube. Der rechte Glaube aber ist an Christum und sein theures Erlösungsblut, das er vergossen hat am Kreuze. Er sagte: wir sind schwache Menschen und darum bitten wir im Vaterunser: Führe uns nicht in Versuchung. Ich sagte: mein Herr, wer noch frei Sünde thut, der ist vom Teufel, und das Vaterunser geht ihn nichts an. Ich redete Vieles vom Heiland. — Den 13. ging ich mit Wilhelm ans Rivier, um Brandholz zu holen. Unterweges fragte ich ihn, ob er wüßte, was ich gestern gelesen hätte. Er sagte: einen Psalm Davids. Weiter sagte er: ich bin so ein elender Mensch, daß ich's nicht behalten kann, wovon gesprochen wird, und besonders bin ich gestern so betrübt gewesen in meinen Gedanken: denn mein Gewissen sagte mir, daß ich ein verfluchter Mensch bin, und wenn ich jetzt stürbe, käme ich in die Hölle. Ich sagte: das ist auch wahr, aber wenn ihr nur auch recht glauben wollt, daß ihr ein solcher Mensch seid, und daß euch davon niemand helfen kann, als der Heiland, so könnt ihr Gnade kriegen, denn der Heiland will euch Gnade schenken, das ist so gewiß wahr, als die Sonne am Himmel steht. — Den 25. besuchten mich drei Freimänner; ich nahm Gelegenheit, ihnen den Heiland anzupreisen; ich redete erst, wie von Natur alle Menschen Sklaven der Sünde seien, und wie Jesus uns allein Erlösung erworben habe für uns durch sein Blut am Kreuz. Einer sagte, das ist Alles wahr. Ich gab ihm zur Antwort: ich wünsche, daß ihr es als Wahrheit in euren Herzen erfahren möget. — Den 26. früh nach dem Gebet ritt ich zum Freimann, er hat mir angeboten, ein Stück Acker mit um die Hälfte zu bestellen. Nachmittag redete ich mit ihm vom Heilande, wie daß seine Worte wahrhaftig seien. Er sagte mit weinenden Augen:

ich bekenne, daß ihr den rechten Sinn der Schrift habt, aber ich kann so nicht. Ihr könnt aber so werden, sagte ich, durch die Gnade des Heilandes, ihr dürft nur drum bitten. — Den 3. Juni kam Wilhelm, der Hottentott, und noch sechs andere zum Vorlesen, dann ging er in den Busch; als er wieder kam, sagte ich zu ihm: ihr werdet doch bald mein Bruder werden. Er sagte: ich wollte gern euer Bruder sein, und wenn ihr einmal sollt von hier weggehen, daß ich könnte mit euch gehen. Er sagte ferner: ich habe manchmal auch schon gedacht, ich sollte vom Heiland weggehen, ich wäre doch überall ein verdammter Mensch. Ich sagte, das ist auch wahr. Er sagte: ich glaube dem Heiland, aber ich bin noch so zweifelhaftig. Ich sagte: betet und flehet nur bei dem Heiland ohne Aufhören um Gnade, er wird sie euch geben. — Den 4. Juli kam ein Hottentott von dem Freimann, der läßt mir sagen, sein Herr sei vom Cap gekommen, und ich sollte morgen früh zu ihm in das Rivier kommen. Den 5. ritt ich hin.... Der Herr sagte: es ist mir doch lieb, daß ich euch sprechen kann. Denn am Cap sagen viele Menschen, wie kann doch der Mann da so einsam leben. Ich sagte: es ist so, wie der Heiland sagt, wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz. Drauf fing der Herr an zu lesen in einem Buche, das Rambach geschrieben hat vom Leiden Christi. Er fragte mich, ob die Kinder Israel nicht alle ins gelobte Land gekommen. Ich sagte: nein, nur zwei. Sie hätten wohl können hinein kommen, ihr Unglaube aber war Schuld daran; ich that hinzu und sagte: so ist's in unseren Tagen, denn um der Sünden willen soll niemand verdammt werden, sondern um des Unglaubens willen. Zweitens sagte ich: der Heiland hat eine ewige Erlösung erworben durch sein Blut am Kreuz für alle Völker, aber es werden viel tausend sogenannte Christen verdammt werden, darum daß sie den Heiland nicht haben

kennen lernen und seinen Worten geglaubt. Und ich fing an, ihnen Buße zu predigen. Der Herr hatte keine Ruhe, mir zuzuhören, bald ging er hinaus, bald kam er wieder, aber der Freimann hörte genau zu und sagte: ich bin in einer Zeit viel verändert, und das Plaisir an der Sünde vergeht mir, denn ich fühle in meinem Herzen, daß ich noch nicht so bin, als gesagt ist; aber ich hoffe, der Heiland wird mir auch Gnade schenken. Ich sagte: ja, bittet ihn nur, denn was der Heiland gesagt, das ist wahr, als die Sonne am Himmel steht. — Den 17. kamen sechs zum Lesen, und hernach das andere Volk zum Lernen. Zu Mittag kam ein Freimann und ein anderer Nachbar zu mir. Ich redete mit ihnen von der Freundlichkeit in der Welt, und daß hier keine bleibende Statt, und daß Nichts in der Welt, das einem Ruhe gebe, als der Heiland . . . Sie blieben über Nacht bei mir. Ehe das Volk noch zusammen kam, las ich ihnen das Lied: Erleucht mich, Herr, mein Licht ꝛc. und redete kurz darüber. Als mein Volk zusammen kam, erklärte ich Matth. 5. — Den 28. kamen sieben zum Lesen und siebenzehn zum Lernen. Nachmittags pflanzte ich Weinstöcke. Da kam ein Hottentott von der Post; ich fragte ihn, wie es ihm ging; er sagte: schlecht genug. Er ist schon einmal im Lehren gewesen und wieder weggelaufen. Ich fragte ihn, ob er denn nicht wiederkommen wollte und den Heiland kennen lernen. Er sagte, ja, wenn er auf der Post würde ausgedient haben, und ich ihn wieder annehmen wollte. Ich sagte, wenn er Lust hätte, dem Heiland Gehör zu geben, sollte er nur wiederkommen. — Den 8. August grub ich mit meinen Leuten große Steine aus. Ich sagte: seht, so spricht der Heiland: wer meine Rede hört und thut sie, den vergleiche ich einem Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauet. — Den 10. strafte ich zwei Knaben darum, daß sie den Tag über nackt und bloß herumgelaufen.

Ich bestrafte auch die Eltern, welche Kinder haben und lassen sie nackt laufen. Ich redete auch mit denjenigen, welche den Tag über nicht arbeiteten und doch auch nicht zum Lernen kommen. Darnach erklärte ich das 8. Kap. Marci. Wilhelm ist schon drei Abende nicht in die Versammlung gekommen, er ist zornig über seine Frau. Den 11. kam er wieder mit in's Gebet. — Den 12. kam der Freimann zu mir, der gern einen oder zwei Mann von meinem Volke haben wollte. Ich fragte ihn, wie es ginge. Er sagte: ich bitte Tag und Nacht den Heiland um Gnade, ich will auch nicht nachlassen. Ich sagte: ihr werdet sie auch kriegen, denn die Worte des Heilands sind lauter Wahrheit. — Den 13. kam Wilhelm in's Lesen. Ich fragte, wie er sich befinde. Er sagte: was schlecht, meine Gedanken sind, als wollte sie der Wind wegtreiben. Ich sagte: ihr wißt ja, wer euch helfen kann und will, ruft ihn nur an. Er sagte: das ist wahr. Das andere Volk kam nicht an's Lesen. — Den 23. kamen vier zum Lesen, darnach kamen neun in's Lernen. Darnach kam Wilhelm zum Lesen. Ich redete mit ihm, wie der erste Mensch vor dem Fall und nach dem Fall gewesen ist; was der Heiland am Kreuz für uns aus Liebe wieder erworben. — Den 31. kamen zwei zum Lesen. Der Freimann und mein anderer Nachbar und ein Soldat vom Compagnie-Viehplatz kamen zu mir zum Besuch. Zu Mittag redete ich Manches mit ihnen, wie daß der Heiland Alles wiedererworben und aus Liebe für uns gestorben. Des Nachmittags redete ich von den Götzen der Menschen. — Den 2. September. Das Volk kam nicht an's Lehren, sie haben in ihren Gärten gearbeitet, und ich auch in meinem. — Den 4. kamen sieben zu lesen, darnach kamen zwölf zum Lernen. Abends redete ich mit meinem Volk wegen der Kinder, welche an unserm Ort sind und noch nicht lernen. Ich sagte, daß ich hier keine Kinder an-

ders haben wollte, als zum Lernen, weil sonst eins das andere verderbt. — Den 6. kamen sieben zum Lesen und acht zu lernen. Sechs Kinder habe ich wieder auf's Neue zu lehren bekommen, drei Knaben und drei Mädchen; ein kleiner Sohn von Matthes, und eine kleine Tochter von Bubes, die andern vier sind von den Kraalen. Den 8. kamen neun zu lesen und elf zum Lernen. Den 9. kamen zehn zu lesen und dreizehn zum Lernen. Abends las ich Luc. 1. — Den 11. kamen sechs zum Lesen, darnach siebenzehn zum Lernen. Des Abends vor der Versammlung sagte Afriko: Ja, Baas, ich bin schon beschämt vor euer Gesicht gekommen, um daß wir euch so plagen auf allerhand Weise. Heute sind wieder Rinder im Korn gewesen. Mich plagen darüber so viele Gedanken, daß ich bald meinen Muth habe sinken lassen, um hier zu bleiben. Ich sagte zu ihm: Ihr habt darum nicht nöthig, eueren Muth sinken zu lassen, denn ich habe über euch nicht zu klagen; wer aber hier sein Vieh nicht hüten will, und keinen Sinn hat, dem Heiland Gehör zu geben, der mag von hier weggehen. Darnach erklärte ich das 3. Kap. Matth. — Den 17. kamen fast keine Mannsleute in die Versammlung, so habe ich nur mit den übrigen gebetet. — Den 18. kamen sieben zum Lesen. Der Freimann kam auch zu mir und blieb den ganzen Tag bei mir. Ich redete Vieles mit ihm vom Heilande und seiner ewigen Erlösung durch sein Blut, und wie glückselig die Menschen sind, die den Heiland kennen. Er fragte mich, ob ich ihn auch wohl annehmen wollte, er wäre Sinnes, sich dienstfrei zu machen und zu mir zu ziehen. Ich sagte: Wenn's euer Sinn ist, dem Heilande nachzufolgen und wollt annehmen Schmach, Spott und Verfolgung mit mir, so könnt ihr zu mir ziehen, und so wie ich's im Aeußerlichen habe, so sollt ihr's auch haben, wenn ihr damit zufrieden seid, und wenn man uns von diesem Ort wegjaget, so gehen wir

an einen andern. Er war damit zufrieden, ich fiel mit ihm nieder und betete. — Den 22. kam die Frau von Printz nach Hause. Ich sagte, sie sollte mir nur ihr Buch bringen, denn ich sehe, sie hätte keinen Sinn zu lernen, weil sie so lange an den Kraalen herumlaufen könnte. Darnach redete ich über Luc. 19. — Den 30. kamen einige zu lesen und zu lernen. Ehe ich aber mit ihnen fertig war, kam der Corporal von der Post; er wollte auf einen Viehplatz reiten. Es hat mir eine Wittfrau sagen lassen, daß sie mich mit ihrer Gesellschaft hätte besuchen wollen, aber nicht durch's Wasser kommen können. Darauf ritt ich mit dem Korporal hin und besuchte sie. Es waren sieben Personen zusammen aus drei Religionen. Vor Abend fing ich an zu reden, wie daß viele Menschen, die sich Christen nenneten, nicht wüßten, was der Glaube sei. Darnach redete ich ein Bischen von Religionen, und was der Glaube sei. Der Heiland will allen Menschen helfen, und daß er durch sein theures Blut am Kreuz eine ewige Erlösung erworben, ja eine Gnade für allerlei und alles Volk: wer sie nun haben will, der muß glauben, sich beugen vor dem Heiland, und ihn darum bitten, der König sowohl, als der Bettelmann, der Gelehrte sowohl, als der Ungelehrte. Der Corporal sagte: wenn die Menschen alle so wären als die Apostel, so könnte die Welt nicht bestehen. Ich fragte, warum? ob denn die Menschen, die den Heiland kennen lernten, nicht mehr ihren Beruf wahrnehmen könnten. Er gab keine Antwort darauf. — Den 15. October. Die ganze Zeit her ist mein Volk fleißig zum Lernen gekommen, haben auch gearbeitet mit mir und für sich . . . Den 16. kamen siebenzehn zum Lehren und sieben zum Lesen. Diesen Abend kam mein Nachbar zu mir. Den 17. redete ich mit ihm von der Glückseligkeit der Menschen, die Jesum kennen lernen, und wie sie sich nicht dürften vor dem Tode fürchten. Als

er wegritt, fiel ich mit ihm nieder und betete. Die Loosung hieß: In seinem Namen sollen sich alle Kniee beugen ꝛc. Das andere Volk kam nicht zum Lernen, so habe ich im Garten gearbeitet. — Den 18. kamen neun zum Lesen und vierzehn zum Lehren. Ich bin heute fast verdrießlich geworden auf mein Volk, über ihren Leichtsinn im Lernen, darnach über ihren Ungehorsam, und daß sie unordentlich und zu spät in die Versammlung kommen. Abends las ich den 84. Psalm. — Den 23. kamen sieben zu lesen und einundzwanzig zum Lernen. Darnach kam der Freimann zu mir und sagte, daß seine Herren mich ersuchten, zu ihnen zu kommen. Als ich hinkam, spielten sie die Karte. Es fragte mich einer, ob ich nicht auch wollte mitspielen. Ich sagte: das Spiel verstehe ich nicht, meine Karten habe ich im Sack, das ist mein Testament, und ich kehrte mich zum Freimann und meinem Nachbar, und redete mit ihnen vom Heiland und vom rechten Gebrauch der Zeit. — Den 28. nach dem Lesen kam ein katholischer Knecht von einem Viehplatz, mich zu besuchen. Ich redete mit ihm, daß nur zwei Wege seien, einer zum Himmel und einer zur Hölle, und daß der Heiland durch sein theures Blut und Kreuz und Tod Gnade erworben für alle Menschen, der aber nicht glaubet, soll verdammt werden. — Mit folgenden Worten schließt Schmidt das Tagebuch: „O theure und auserwählte Gemeinde, sehr werthe Brüder und Schwestern, gedenket doch auch an mich und mein armes Volk, lasset doch euer Flehen aufsteigen vor den Thron seiner Majestät ohne Aufhören, daß Er sein Werk kröne mit Barmherzigkeit. Zuletzt berichte ich euch, daß ich noch bis diese Stunde allein bin ohne Gehülfen und sehr darnach verlange. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn, Hallelujah." —

Welch' eine Gluth der Liebe zu den außer dem Heile in Jesu Christo Stehenden brennt in der Seele dieses

Mannes! Wo er Gelegenheit findet, den Namen seines Herrn zu verkündigen, sei es daheim oder auf Reisen, sei es unter den heidnischen Hottentotten oder den christlichen Holländern, da ist er bereit, unbekümmert um die Schmach, die seiner wartet. Einfach und schlicht sind seine Zeugnisse, nicht in hohen Worten menschlicher Weisheit, aber man fühlt es ihnen an, daß sie der Ausfluß eines von göttlicher Gnade erfüllten Herzens sind. Unverdrossen und treu kommt er immer wieder auf das Eine Nothwendige zurück; wie der Säemann, so überläßt er den ausgestreueten Samen in gläubigem Vertrauen der Fürsorge seines Herrn, dem er dient. In einem Briefe an den bekannten eifrigen Freund der Brüdergemeinde Isaak Lelong in Amsterdam vom 15. Mai 1742, in welchem er denselben um Mittheilung einiger holländischen Lieder für seine Hottentotten bittet, spricht er sich über sein Wirken in folgender schönen Weise aus*): „Mein lieber Herzensbruder L. Ich grüße und küsse Sie aus der vollen Liebe meines Herzens. Erstlich, so danke ich Ihnen sehr herzlich für die theuren Zuwünschungen, welche Sie mir zuwünschen. Das theure Gottes-Lamm thue es an mir nach Ihren Worten. Ich wünsche Ihnen dagegen, mein Bruder, das ganze Lamm mit allen seinen Schätzen, für Sie und Ihr ganzes Haus. Amen. Sie werden, mein Herzensbruder, aus meinem ersten Briefe vernommen haben, daß ich von Sinnes war, euch bald zu besuchen, auf eine Zeitlang. Sie werden aber aus dem letzten Briefe vernommen haben, daß ich durch die Gnade des Heilandes noch ein Jahr oder vier warten werde rc. .... Mein lieber Bruder, ich habe Sie noch um was zu bitten; nemlich Sie werden im Diario sehen, daß ich fünf Geschwister aus den Hottentotten getauft habe, und ich möchte

*) Büding. Sammlungen II, S. 682.

dieselben auch gern singen lehren. Ich habe nicht mehr, als das eine Gesangbuch im Holländischen. Ich möchte lieber, wenn einige Lieder in's Holländische könnten übersetzt werden, welche sich für Anfänger schickten, und mir zugeschickt werden, eine Parthie davon. Ich bitte Sie, daß Sie das den andern Brüdern sagen, ob es geschehen könnte oder nicht; und berichten Sie mir wieder bei der ersten Gelegenheit. . . . . Sie können's selbst denken, wie einem mag zu Muthe sein auf der verlorenen Wacht bei seinem Herrn in's fünfte Jahr, ohne abgelöst zu werden, und der seinem Herrn zugeschworen hat, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihm auszuhalten bis an's Ende und nicht zu weichen vor seinen Feinden. Also ist's mir. Mein Herr trauet mir sehr viel zu. Aber er ist treu, der's verheißen hat, welcher wird's auch thun. Ich will also unter der Blutfahne meines Herrn, darzu ich geschworen habe, auch ferner stehen bleiben und die Wacht wahrnehmen, denn er weiß es, daß ich außer ihm nichts mehr will. Mein Leben ist mir nicht lieb. Ich will keine Ruhe für mein Fleisch, so lange mich meine Füße tragen können. Ich will die Ruhetage versparen in jene Zeit, nun aber mich wagen gewillig an den Streit. Komm ich um, so komm ich um, Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Ich glaube, er hat mir alles abgemessen, und er weiß die Zeit allein. Mein lieber Herzensbruder, thun Sie mit allen Geschwistern, so viel als Sie können, und so viel als NB. Sie der Heiland heißt, nämlich um mir Gehülfen zu schaffen. . . ." Der Herr bekannte sich zu der Arbeit seines wackeren Knechtes mit seinem Segen. Fehlte es ihm auch nicht an innerer und äußerer Anfechtung, an Feindschaft von Seiten der Kolonisten, hatte er auch immer wieder zu klagen über die Hartherzigkeit und Unempfänglichkeit seines Hottentottenvolkes, so gereichte es ihm auch wieder zur Er=

munterung und dankbaren Freude, hin und wieder seine Aussaat keimen und sprossen zu sehen. Einige seiner Schüler fragten mit Ernst nach ihrer Seelen Seligkeit, und Schmidt ließ es an der sorgsamen Pflege dieser Seelen nicht fehlen.

Bis in das Jahr 1742 setzte Schmidt seine Thätigkeit in der gewohnten Weise ununterbrochen fort. Die Zeit schien gekommen, wo er aus „seinem Volk" einige durch die heilige Taufe in die christliche Kirche aufnehmen konnte. Er war in die Heidenwelt ausgezogen, ohne das Recht, die Sacramente zu verwalten. Die Gemeinde mochte durch seine Mittheilungen, welche die baldige Bildung einer kleinen Hottentottengemeinde in Aussicht stellten, von der Nothwendigkeit überzeugt worden sein, daß ihrem Sendboten die Befugnisse eines ordinirten Geistlichen übertragen werden müßten. Es wurde demselben die Ordinationsurkunde schriftlich ausgefertigt. Schmidt erhielt sie am 19. März 1742. Er machte bald von dem ihm darin beigelegten Rechte, die Sacramente zu spenden, Gebrauch. Als er Ende des Monats in Wilhelm's Begleitung aus der Capstadt nach seinem Posten zurückkehrte, legte er unterweges diesem die Frage vor, ob er getauft zu werden wünsche. Und als der Hottentott das bejaht, und Schmidt ihm die Bedeutung der Taufe auseinandergesetzt hatte, knieeten die Beiden an dem Ufer eines Baches nieder und beteten. Darauf fragte der Missionar den Täufling: „Glaubst du, daß der Sohn Gottes gestorben ist am Kreuze für aller Menschen Sünden?" — Wilhelm: „Ja." — Schmidt: „Glaubst du, daß du von Natur ein verdammungswürdiger Mensch bist?" — Wilhelm: „Ja." — Schmidt: „Willst du dem Teufel und allem Bösen widersagen?" — Wilhelm: „Ja." — Schmidt: „Bist du willig, durch die Gnade des Heilandes keine Schmach noch Verfolgung zu scheuen und den Heiland zu bekennen vor aller Welt und ihm treu zu bleiben

bis in den Tod?" — Wilhelm: „Ja." — Schmidt: „Willst du getauft werden?" — Wilhelm: „Ja." — Der Täufling stieg nun nach diesem Bekenntniß ins Wasser, und Schmidt taufte ihn im Namen des dreieinigen Gottes. Für seinen bisherigen Namen erhielt er den Namen Josua. Am 2. des folgenden Monats April wurde Afriko in Josua's Gegenwart in einem Bache nicht weit von der Wohnung des Missionars mit dem Namen Christian getauft; am 4. April empfing die Hottentottin Behetgien, am 12. Kibbodo und die Hottentottenfrau Geerdt das Sacrament. Die erste wurde Magdalena, Kibbodo Jonas und die letztere Christina genannt. Diese fünf bildeten die erste Christengemeinde aus den Hottentotten. Schmidt war voll Dankes und Lobes, daß der Herr bis hieher geholfen. Seine Gebete hatten eine gnädige Erhörung gefunden; sein Herz war voller Freude. Nur zu bald sollte ein bittrer Schmerz folgen. Bisher hatten die holländischen Kolonisten und Geistlichen seine Wirksamkeit ungehindert gelassen, weil sie im voraus von der Erfolglosigkeit derselben überzeugt waren. Durch die Bildung der kleinen Gemeinde in ihren Erwartungen getäuscht, traten sie nun mit ihrer Feindseligkeit gegen das Missionswerk offen hervor. Als die Kunde von der geschehenen Hottentottentaufe nach der Capstadt gelangt war, glaubten einige der dortigen Geistlichen sich berufen, Schmidt's Handlungsweise näher prüfen zu müssen. Josua und Christian wurden zu einer Prüfung zu ihnen beschieden. Zuerst wurden sie über ihren Glauben befragt. Sie antworteten: „Wir glauben an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist." Mit diesem Bekenntnisse schienen sie zufrieden zu sein, und fragten weiter nach ihrer Fertigkeit im Lesen. Die Beiden lasen darauf das 3. Kap. Johannis. „Das gefiel den Geistlichen," erzählt Schmidt,

„und sie ermahnten sie, ihrem Lehrer folgsam zu bleiben, und ließen sie von sich in Frieden. Die Loosung dieses Tages war: „Höret mir zu, ihr, die ihr die Gerechtigkeit kennet, du Volk, in dessen Herzen mein Gesetz ist: fürchtet euch nicht, wenn euch die Leute schmähen, und entsetzet euch nicht, wenn sie euch verzagt machen." Jes. 51, 7. Josua und Christian kehrten von der Capstadt zurück, und priesen den Heiland, der ihnen durchgeholfen, und ihnen Mund und Weisheit gegeben hatte."

Die freundliche Gesinnung der holländischen Geistlichen gegen Schmidt und sein Werk war nur von kurzer Dauer. Ein Sturm war im Anzuge, der mit der gänzlichen Zerstörung der Hottentottenmission endigte. Von Europa kam dazu der Anlaß. In Holland hatte die Brüdergemeinde neben zahlreichen Freunden auch viele Feinde. Einige Geistliche zu Amsterdam entdeckten in ihrer Lehre und Verfassung allerlei Irrthümer, und stellten diese neben anderen Beschuldigungen in einer Schrift zusammen, welche unter dem Titel des „Amsterdamer Pastoral- oder Hirtenbriefes," eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Das geschah im Jahre 1738, gerade als Graf Zinzendorf sich in Amsterdam aufhielt, um von da seine Reise nach den westindischen Inseln anzutreten. Zinzendorf suchte den Druck desselben zu hintertreiben; aber sein Schreiben blieb unbeantwortet. Auch die Protestation von vier Amsterdamer Geistlichen, unter denen sich der uns bekannte de Bruin befand, fruchtete nichts. Die Schrift wurde veröffentlicht, und erfüllte die Gemüther mit großer Erbitterung gegen die Gemeinde. Noch vor seiner Abreise faßte Zinzendorf eine Gegenschrift ab. Sie führt den Titel: „Erklärung über dem, was seit dem 28. October dieses Jahres in Ansehung seiner und der Gemeine des Herrn, der er dient, zu Amsterdam vorgefallen." Am Schluß derselben sagt der Graf: „Dieser Aufsatz kann dar-

thun, was ich nun noch zu der Sache zu sagen habe: daß nämlich der Pastoralbrief auf einem gänzlichen Mißverstand beruhe, und ich die Herrnhuter nicht kenne, „die daselbst beschrieben werden. Und damit verlasse ich Amsterdam mit herzlicher Liebe, Zufriedenheit und Gebet, daß auch unser Friede über ihm bleibe. Denjenigen aber, welche sich so unfreundlich gegen uns bewiesen, wünsche und gönne ich diesen Augenblick eine selige Veränderung durch Gnade, um des Verdienstes willen des Blutes und Todes unsers und ihres Hirten, welchen sie in Seinen Schäflein, die Er lieb hat und sie pfleget, verfolgt und geschmähet haben. Der behalte ihnen diese Sünde nicht." — Der ganze Streit würde wohl ohne alle Folgen für die auswärtigen Missionen abgelaufen sein, wenn man ihn nicht durch die Versendung des Pastoralbriefes nach den Kolonieen am Kap, auf der Insel Ceylon und in Surinam verpflanzt hätte. Der den Brüdern ohnehin nicht günstigen Stimmung ward dadurch neue Nahrung gegeben, und die Missionen hatten darunter viel zu leiden. Der empfindlichste Schlag traf die Hottentottenmission. Die Erbitterung am Kap richtete sich zunächst gegen Schmidt. David Nitschmann führt in dem bereits angeführten Briefe an L. Dober vom 11. Aug. 1739 darüber Klage, daß jene Schmähschrift unter den Kolonisten eine weite Verbreitung gefunden habe, und Schmidt allen Feindseligkeiten, namentlich auch von Seiten der Geistlichen, preisgegeben sei. Er meldet ferner, daß es ihm große Mühe gekostet, die Feinde eines Besseren zu überzeugen. Allein Nitschmann mag sich wohl über den Erfolg seiner friedlichen Bemühungen getäuscht haben, die Lage der Dinge war dadurch nicht gebessert. Schmidt wurde wegen der Taufe der Hottentotten auf's heftigste angefeindet. Mehrere Male mußte er nach der Kapstadt wandern, um sich gegen allerlei aus der Luft gegriffene Anklagen zu vertheidigen.

„Der Teufel fängt an zu rasen," schreibt er am 13. September 1742, „weil ich getauft habe. Man hatte geglaubt, daß ich meine Hottentotten zu den Predigern in der Kapstadt bringen würde, um sie von diesen taufen zu lassen. Weil sie nun sehen, daß sie sich darin geirrt haben, so sind sie gegen mich. Sie wollen an die Classis zu Amsterdam schreiben, wegen meiner Berechtigung zu taufen und das Abendmahl zu halten. Ich werde so lange warten, bis die Antwort kömmt. Behalte ich dann meine Freiheit nicht, so werde ich zu euch kommen. Ich will lieber als ein Verführer und doch wahrhaftig bleiben. Sie wollen die Ehre meiner Arbeit haben; die werden sie aber nicht kriegen und sie gehört ihnen auch nicht, sondern einzig und allein dem Heiland." — So schmerzlich es dem für die Verbreitung des Reiches Gottes so eifrigen Schmidt sein mußte, daß er der Gegenstand so mancher unbegründeten Verleumdung war, so hatte er doch so viel Glauben und Vertrauen auf den Herrn, daß er nie um seiner selbst willen in Besorgniß kam. Am meisten schmerzte ihn der langsame Fortschritt des Reiches Gottes unter seinen Hottentotten. „Es sind," schreibt er unter dem 8. Februar 1743 an die Gemeinde Herrnhaag in der Wetterau, „zwei Ursachen, die mir das Leben schwer machen. Die erste ist das stählerne Herz meines Volkes und sein Unglaube, die zweite mein so langes Alleinsein. Dabei spart der Feind keine Mühe, um es mir noch saurer zu machen. Versichern kann ich Dich, ehrwürdigste Gemeinde, daß ich mein Leben nicht theuer achte und keine Mühe spare um des Heilandes und dieses Volkes willen. Ich habe mich so recht verhandelt an dieses Volk, als ein Gebundener, für dasselbe. Aber ihr könnt's nicht glauben, was das für ein Volk ist. Wenn ich glaubte, daß der Heiland nicht alle Menschen selig haben wollte, so würde ich denken: das sind die Leute; aber so glaub' ich's

nicht. Die Meisten von den Erwachsenen meines Volks sagen: Wir fühlen's, daß es Wahrheit ist, was wir vom Heiland hören, aber wir können nicht glauben. Sie haben schon Vieles gehört vom Gotteslamm, wie es die Sünden der Welt weggetragen hat, und daß es uns losgekauft hat, und daß sein heiliges Blut das Lösegeld ist für der ganzen Welt Sünden. Sie hören's wohl an, aber sie sind, wie das Rohr am Teiche, das der Wind herumtreibt. Die Getauften sind auch nicht viel besser, Josua ist noch der beste. Darum habe ich auch das Abendmahl mit ihnen noch nicht gehalten, und nun muß ich auch so lange warten, bis ich Erlaubniß kriege. Der Herr gedenke mein um Seines Namens willen und helfe mir durch! Er gedenke an meine Thränen und an den sauren Schweiß um Seines Namens willen, denn ich bin's nicht werth! Wenn Er mir aus Gnaden durchhilft, so ist mir's genug. Lieber wollt' ich sterben, als Seinem Namen zur Schande sein. Gedenk' nur mein, o auserwähltes Gnadenvolk. Ihr seid mir ein Heerlager, wenn ich zu Felde muß; eure Posaunen klingen mir sehr schön. Brecht nur bald den Schranken durch, der im Wege nach Afrika ist, auf des Herrn Befehl. Nun, der Herr segne euch aus Seiner heiligen Wohnung! Es müsse Friede sein in euern Mauern und Glück in euern Palästen in alle Ewigkeit der Ewigkeiten!" —

Es war für Schmidt keine Aussicht vorhanden, daß seine Thätigkeit auf seinem Posten unangefochten bleibe. Alle seine Schritte hatten wenig Frucht. Da die Regierung am Kap ihm keinen Schutz versprechen konnte, so hielt die Gemeinde in Europa es für rathsam, ihn nach Holland reisen zu lassen, um durch persönliche Darstellung der Verhältnisse am Cap eine der Mission günstige Wendung der Dinge herbeizuführen. Am 25. August 1743 traf ihn die Nachricht von diesem Beschlusse; einige Monate nachher machte

er Anstalten zu seiner Abreise. Am 6. October übergab er seinen Garten einem seiner getauften Hottentotten, Christian, brach aber den Verkehr mit seinem Volk während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Compagnie-Posten, wohin er sich zurückzog, nicht ab. Am 30. October versammelte er seine Schüler zum Abschiede. Es war viel Weinens unter ihnen, als ihr Lehrer ihnen sein Lebewohl zurief. In der Mitte November begab er sich nach der Capstadt. „Am 28. Januar 1744 ging ich zu den Herren vom Rath, und bat sie um Erlaubniß, nach Europa zurückkehren zu dürfen; sie bewilligten mir diese mit großer Freundlichkeit. Am 29. Februar empfahl ich mich dem Gouverneur, und er war so gütig, mir ein schriftliches Zeugniß über meinen Aufenthalt in der Colonie auszustellen. Ebenso bekam ich auch noch andere Zeugnisse von Herren in der Stadt, die mich kannten. Bei meiner Abreise bestand die kleine Hottentottengemeine an meinem Wohnort aus 11 Ehepaaren, 8 ledigen Männern, 9 Knaben, 8 Mädchen, in allem 47 Personen.“ —

Wir könnten hier von Schmidt Abschied nehmen, weil seine Missionslaufbahn beendigt ist. Doch wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf das spätere Leben des wackeren Zeugen werfen. Anfang März bestieg er das Schiff, das ihn glücklich am 22. Juni nach Amsterdam brachte. Unterstützt von dem Grafen Zinzendorf, trat er mit der Direction der ostindischen Compagnie in Unterhandlung wegen Fortsetzung der Hottentottenmission. Allein davon wollte man nichts mehr wissen, und Schmidt sah sich, nachdem alle Versuche gescheitert waren, genöthigt, sich in den Schooß der Brüdergemeinde zurückzuziehen und auf günstigere Zeiten zu warten. Zuerst war er unter den Erweckten in Schlesien, an der böhmischen und mährischen Grenze thätig, später zog er sich nach Niesky zurück, wo er

die niedrigsten Dienste nicht verschmähete, sein täglich Brod zu verdienen. Als sein zunehmendes Alter ihn arbeitsunfähig machte, hielt die Gemeinde es für Pflicht, den treuen Greis durch milde Gaben zu unterstützen. Schmidt kannte nicht viele Bedürfnisse, er konnte von dem, was die wohlthätige Liebe ihm spendete, noch zurücklegen. Nach seinem Tode fand man die Liebesgaben hübsch geordnet, welche er nebst seinem Häuschen, das er sich erbauet hatte, den Armen vermachte.

Je und dann tauchte in ihm die Hoffnung auf eine Erneuerung des von ihm in Afrika begonnenen Werkes auf. Im Jahre 1747 entsandte die Gemeinde den Bruder Johann Martin Schwäbler nach dem Kap, aber er verschwand spurlos. Der Schmerz über die Zerstörung der Mission wurde noch durch die Nachrichten vergrößert, welche mehrere Male über das verwaisete Hottentottenhäuflein am Serjeantflusse nach Europa gelangten. So erfuhr man im Jahre 1760 durch einen nach Ostindien reisenden Missionar, daß noch Ueberbleibsel der kleinen Gemeinde vorhanden seien, welche sehnsüchtig auf die Ankunft neuer Lehrer warteten. Allein die Aussicht, die Mission wieder aufzunehmen, schwand je länger je mehr. Nach langer vergeblicher Wartezeit ging Schmidt am 1. August 1785 in seligem Frieden zu der ewigen Ruhe ein.

## Drittes Kapitel.

# G. Schmidt's nächste Nachfolger.

Ich will das Verlorene wieder suchen, und das Verirrte wiederbringen, und das Verwundete verbinden, und des Schwachen warten, und will ihrer pflegen, wie es recht ist. Ezech. 34, 16.

Im Juni 1789 war die Synode der Brüder-Unität zu Herrnhut versammelt. Die Heidenmissionen waren Gegenstand besonderer Verhandlungen. Die günstigen Berichte über den Erfolg des Werkes gaben der Versammlung zu dem Beschlusse Freudigkeit, keine Gelegenheit zu neuen Missionsunternehmungen zurückzuweisen. Nun war der Bischof Reichel auf der Rückreise aus Ostindien kurz vorher, im J. 1787 in der Capstadt gewesen. Seine Erkundigungen über die Gemeinde am Serjeantflusse bestätigten nicht nur die früher über dieselbe nach Europa gelangten Nachrichten, sondern er hatte selbst eine von Schmidt getaufte Hottentottin kennen gelernt, die eine von ihm herrührende holländische Bibel wie ein Kleinod bewahrte. Reichel's Bericht lenkte die Aufmerksamkeit der Synode auf Süd-Afrika. Sie konnte den dort noch glimmenden Funken von dem Feuer des Herrn nicht erlöschen lassen; der frühere Segen gab Bürgschaft für weiteren Erfolg. Die Erneuerung der Hottentottenmission ward beschlossen, und

der Bischof Rothe, damals Vorsteher der Brüdergemeinde in Holland, und Baron Erich von Ranzau, Archivar der Unität, mit den bezüglichen Vorverhandlungen beauftragt. Allein es war doch sehr zweifelhaft, ob diese bei der Direction der ostindischen Compagnie zu einem erwünschten Ziele führen würden, wenn auch bereits andere günstigere Ansichten, als früher, über die Brüdergemeinde in Holland verbreitet waren. Mehrere angesehene Männer, deren vorläufiger Rath eingeholt wurde, machten deshalb den Vorschlag, die Gemeinde möge unter der Hand, ohne förmliche Erlaubniß der Compagnie, an's Werk gehen. Aber dazu konnte sie sich nicht entschließen. Es stand ja dann zu befürchten, daß die Behörden am Cap die Missionare ohne Weiteres aus dem Lande vertreiben würden. Unter diesen Verhältnissen schien die ganze Sache auf sich beruhen zu müssen. Bis in den September 1791 wurde mündlich und schriftlich unterhandelt, man konnte zu keinem Resultate gelangen. Da plötzlich trat eine entscheidende günstige Wendung ein. Baron von Ranzau hatte im vorhergehenden Sommer in Zeist den Besuch eines angesehenen Mannes benutzt, diesen für das Missionsunternehmen zu gewinnen. Er hatte von demselben die Zusicherung seiner Unterstützung erhalten. Bei einem Besuche im Haag hatte er von demselben den Rath empfangen, daß die Brüder eine Bittschrift an die Directoren der ostindischen Compagnie abfassen möchten, welche er persönlich zu übergeben und zu empfehlen versprach. Rothe und von Ranzau reichten dieselbe im November 1791 ein. Ihr wesentlicher Inhalt ist: „daß der Brüdergemeinde erlaubt werde, zwei oder drei Brüder mit einem Compagnieschiffe nach dem Cap zu senden, um die ehemalige Mission unter den Hottentotten zu erneuern; daß denselben verstattet werde, sich landeinwärts zu begeben, und sich einen zu ihrem Vorhaben schicklichen Ort innerhalb

des unter dem Schutze der Compagnie stehenden Gebiets zu erwählen; daß, wenn sich Hottentotten durch ihren Dienst bekehren, ihnen frei stehe, sie zu taufen, eine Gemeine aus ihnen zu sammeln, und sie mit Wort und Sacramenten zu bedienen, eben so wie das den Brüdern unter den Heiden in Surinam erlaubt sei; daß die Brüder völlige Freiheit haben möchten, mit diesen Missionarien Briefwechsel zu unterhalten, und nach Befinden sie abzurufen und andere an ihre Stelle, auch wenn es nöthig wäre, mehrere dahin zu schicken; daß man zwar den Aufwand dieser Mission allerdings selbst bestreiten wolle, es aber als eine Wohlthat erkennen würde, wenn für die Ueberfahrt sammt der Beköstigung der nach dem Cap reisenden Brüder ein leidlicher Preis bestimmt würde; endlich am Schluß versprachen die Brüder, ihrerseits alles zu vermeiden, was andern im Lande befindlichen christlichen Religions-Gesellschaften Anlaß zu Beschwerden geben könnte." *)

Die Bittschrift, über deren Erfolglosigkeit schon hin und wieder Aeußerungen gethan waren, wurde einem Ausschusse zur Prüfung übergeben. Wider Erwarten wurde sie von demselben gutgeheißen, und unter dem 3. Dezember den Verfassern derselben mitgetheilt, daß die darin ausgesprochenen Bitten genehmigt würden; doch waren folgende Bedingungen beigefügt: die Personen, die man nach dem Cap zu senden beabsichtigte, sollten der Zahl und dem Namen nach bestimmt angegeben werden; sie sollten sich an keinem Orte niederlassen, wo bereits christliche Gemeinden eingerichtet seien; ohne Vorwissen und Erlaubniß der Direction der ostindischen Compagnie sollten die zuerst dahin geschickten Missionare nicht abgerufen, noch andere an ihre Stelle dahin gesendet werden. Der Gemeinde waren diese Bedin-

*) Cranz, Brüder-Historie, IV. S. 165.

gungen nicht ganz nach dem Sinne. Namentlich gab die zweite derselben zu dem Bedenken Anlaß, daß die Gegner der Brüder daraus eine Verdrängung der Missionare bis an die Gränze des Kaffernlandes rechtfertigen könnten, da sich bis dahin viele europäische Niederlassungen befänden, deren Bewohner der reformirten Kirche angehörten. Indessen dieses Bedenken schwand, als die Direction der Compagnie die Versicherung gab, daß man der Niederlassung der Sendboten in der Nähe von christlichen Ansiedlungen nicht habe entgegentreten wollen, da ein Bauernhof noch keine Gemeinde bilde; man habe nur keinen bestimmten Ort vorschreiben wollen, um die Missionare in der Wahl des für ihren Beruf geeigneten Ortes nicht zu beschränken. Bei dieser Erklärung beruhigte sich die Gemeinde. Der erste wichtige Schritt zur Erneuerung der süd-afrikanischen Mission war gethan.

Von dem langen Rathen ging's zu Thaten. Am 4. Februar 1792 ersah die Aeltesten-Conferenz der Unität drei junge Handwerker zur Mission unter den Hottentotten. Ihre Namen sind Heinrich Marsveld von Zeist, Daniel Schwinn von Amsterdam und Johann Christian Kühnel von Herrnhut. Die beiden Erstgenannten begaben sich zunächst nach Herrnhut; die Aeltesten-Conferenz ertheilte ihnen und ihrem Gefährten eine ausführliche Instruction. Nachdem sie zu Diaconen der Brüderkirche ordinirt waren, traten die drei Heidenboten unter den Segenswünschen der Gemeinde ihre Reise nach dem Arbeitsfelde an. Am 11. Juli gingen sie mit einem Compagnie-Schiffe vom Texel aus in See. Von dem Kapitain und der Mannschaft erfuhren sie viele Beweise des Wohlwollens, und dadurch wurde ihnen gar manches Ungemach erleichtert. Nach einer langwierigen und gefahrvollen Reise lief das

„Täubchen", — so hieß ihr Schiff, — am 21. November 1792 in den Hafen bei der Capstadt ein.

Die Dinge am Cap hatten sich seit G. Schmidt's Abreise sehr verändert. Der früher fast allgemeine Haß gegen die Brüder hatte abgenommen; selbst die, welche ihre Ansichten nicht theilten, urtheilten von ihnen mit Anerkennung. Der Gouverneur bezeugte ihnen sein Wohlwollen. Eine Anzahl gläubiger Seelen, welche sich zu einem Erbauungsverein verbunden hatten, hieß sie herzlich willkommen und freuete sich theilnehmend über die beabsichtigte Erneuerung der Hottentottenmission. Man hörte sagen: „Wenn die Hottentotten durch sie in dem Wege zur Seligkeit unterwiesen werden sollen, dann wollen wir gern Hottentotten werden." Nur von einer Seite fand ihr Unternehmen Widerspruch. Das war von Seiten der holländischen Bauern. Sie suchten auf jegliche Weise das Missionswerk zu erschweren. Einige von ihnen ließen sich sogar vernehmen: „Wenn die Herrnhuter hieher kommen, die Hottentotten zu bekehren, dann sollte man sie gleich todt schießen." Andere streueten die lügenhaftesten Verleumdungen unter die Heiden aus. „Sie werden euch," sagten sie, „anfangs sehr freundlich behandeln; gebt ihr ihnen Gehör, so kommen Mehrere nach, und dann schicken sie euch alle als Sklaven nach Batavia." — „Wartet nur ein wenig," warnten Andere, „wir haben gehört, daß sie ihre Schüler auf's Grausamste mißhandeln und eine ganze Kiste voll Bambusstöcke mitgebracht haben, um euch bis auf's Blut zu peitschen." — Aber man konnte auch hier fragen: „Warum reden die Leute so vergeblich?" Ps. 2, 1. Die „Herrnhuter" ließen sich ebenso wenig durch die ausgestoßenen Drohungen einschüchtern, weil sie wußten, daß sie unter der Hut des Herrn standen, dessen Werk sie treiben sollten, als die Hottentotten durch die böswilligen Schmähreden das Vertrauen zu den

weißen Lehrern verloren, weil sie wußten, daß sie ohne Absicht auf zeitlichen Gewinn allein um ihres ewigen Glückes willen in das Land gekommen waren. Sie äußerten wohl gegen die Kolonisten: „Und wenn das wahr wäre, was wäre es denn? — Wir haben gesehen, daß ihr Bauern eure Kinder schlaget, wenn sie nicht lernen wollen, da müssen wir es uns auch gefallen lassen, wie Kinder behandelt zu werden.“ —

Noch während des Aufenthaltes der Missionare in der Capstadt verhandelte der Gouverneur mit dem Polizeirath die Angelegenheiten der Mission. Es wurden darauf die günstigen Beschlüsse dem Landdrosten von Zwellendam, dem Districtsaufseher oder Baas Teunis am Compagnie-Posten Zoete Melks Valley und den Missionaren abschriftlich mitgetheilt. Ich will hier das höchst wichtige Aktenstück einrücken. —

„Auszüge aus den Beschlüssen des Polizeirathes, Dienstag, den 18. Dezember 1792. Der Gouverneur berichtete, daß drei Missionare der Brüderunität, welche vor Kurzem in dem Schiffe „das Täubchen“ angekommen seien, H. Marsveld, D. Schwinn und J. C. Kühnel, ihm ihre Aufwartung gemacht und vorgestellt hätten, daß nach genauer Erkundigung Baviaanskloof am Serjeantsflusse der beste Ort sein würde zu einer Missionsniederlassung, woselbst auch früher ein Missionar ihrer Kirche gewohnt habe. Der Gouverneur habe daher die nothwendige Erlaubniß zu ihrer Niederlassung erwirkt, und ihr Gesuch deshalb den General-Commissarien vorgelegt, welche befohlen hätten, daß es nicht allein bewilligt, sondern auch allen Beschlüssen des ehrenwerthen Collegii der Siebenzehn (die Directoren der ostindischen Compagnie in Holland), welche in ihr Rescript vom 12. Dezember eingerückt seien, beständig nachgelebt werden solle. Es sei daher beschlossen: 1. Daß den besagten Missionaren verstattet sei, sich an den Serjeantfluß zu begeben, und sich dort niederzulassen, da dies ein Ort

sei, an welchem sich gegenwärtig keine christliche Gemeine aufhalte, zu dem Zweck, daß sie dort den Hottentotten das Evangelium verkündigten, sie in den Lehren des Christenthums unterrichteten, und wenn diese sie annähmen, sie zu einer christlichen Gemeine vereinigen, und mit den heiligen Sacramenten sie bedienen sollten. Und damit sie den Zweck ihrer Mission erreichen könnten, sollten sie auf keine Weise an ihrem Aufenthaltsort gestört werden, und der Landdrost der Colonie Stellenbosch wird hierdurch angewiesen, dem Feldwachtmeister jenes Bezirks zu befehlen, daß ihnen weder an Leib noch Gut irgend ein Schade zugefügt, noch sie in ihren täglichen Beschäftigungen gestört werden, sondern daß jedermann ihre Wohlfahrt fördern, und ihnen Hülfe und Beistand leisten solle. 2. Daß ein Auszug aus diesem Beschlusse dem Landdrosten von Stellenbosch und den besagten Missionaren zu ihrer Nachachtung, und endlich, daß dem Martin Teunis, Baas des Compagnie-Postens, de Zoete Melks Valley, Befehl ertheilt werde, die nöthigen Schritte zu thun, daß die Colonisten sie mit Achtung aufnähmen und mit allem Nothwendigen versähen." —

In Begleitung des Baas Teunis, welchem die Brüder von dem Gouverneur auf's wärmste empfohlen waren, brachen sie am 20. Dezember 1792 von der Capstadt nach dem Serjeantflusse auf. Die Regierung hatte ihnen die von Schmidt bewohnte Stelle zur Niederlassung empfohlen, die unter dem Namen Baviaanskloof (Affenschlucht) bekannt geworden ist. Sie fanden sie für ihre Zwecke geeignet. Mit Gebet weiheten sie den Ort ein, und gelobten auf's Neue, sich hier dem Dienste des Herrn mit Leib und Seele zu weihen und ihr Werk seiner gnädigen Leitung anzuvertrauen. Alsdann wurden unter den umwohnenden Hottentotten Erkundigungen über ihren Vorgänger eingezogen. Auf die Frage, wo Schmidt's Haus gestanden habe, bezeichnete ihnen ein

Hottentotte eine Stelle, wo sie ein großes Stück Mauer und daneben im Garten einige Fruchtbäume fanden. Nicht weit davon standen Mandel-, Aprikosen- und Birnbäume, welche von des Missionars Hand gepflanzt waren. Auch die Trümmer früherer Hottentottenwohnungen trafen sie in der Nähe. Aus einer Unterredung, welche Teunis mit ihrem hottentottischen Führer hatte, ersahen sie in etwa die Schwierigkeiten, mit denen sie bei ihrer Missionsarbeit zu kämpfen haben würden. Teunis fragte den Hottentotten, ob er wisse, daß G. Schmidt's Brüder in das Land gekommen seien, um die Heiden in dem Wege zur Seligkeit zu unterweisen. Die Antwort lautete: „Ja, wir haben davon gehört; einige Bauern haben uns erzählt, es seien Leute gekommen, uns zu unterrichten; aber wenn wir ihnen folgten, dann würden allmählig immer mehr kommen, und endlich würden sie uns mit Gewalt mitnehmen und nach Batavia als Sklaven verkaufen." Baas Teunis fragte darauf die Frau dieses Hottentotten, ob sie wohl Lust habe zu lernen. „Nein," erwiderte sie, „ich bin zu alt, ich mag nicht lernen." Sie war dreißig Jahre alt. Teunis suchte sie von ihren Vorurtheilen abzubringen und entgegnete: „Nun gut, wenn du selbst nicht lernen magst, dann mußt du wenigstens deine Kinder nicht daran hindern, und ihr müßt euch von den Bauern nicht zu Narren haben lassen. Unser Gouverneur hat diese Männer geschickt, euch zu unterrichten, und wenn ihr Lust habt, zu lernen, euch zu taufen, damit ihr lernet, was gut und böse sei, und Christen werdet. Die Bauern sollen euch nichts zu Leide thun. Unser Gouverneur hat euch lieb, und darum hat er euch diese Lehrer geschickt, und mich beauftragt, sie zu euch zu führen. Wenn sie nicht gute Leute wären, so würde er sie mir nicht so ernstlich empfohlen, und ich würde sie nicht zu euch gebracht haben. Denkt ihr nicht

mehr daran, wie noch vor wenigen Jahren diese selben Bauern euch todtschießen und wegjagen wollten, und daß sie es auch gethan hätten, wenn ich euch nicht geschützt hätte." Sie antworteten: „Ja, Meister, das wissen wir." —

Von Baviaanskloof machten die Brüder einen Ausflug in die Nachbarschaft. Ihr Besuch galt zunächst einer bejahrten Hottentottin, der einzigen, welche von den durch Schmidt Getauften noch am Leben war. Sie fanden die alte Lena, — so hieß sie, — in ihrer armseligen Hütte, vor Alter fast erblindet und kaum fähig, zu gehen. Nur noch dunkele Erinnerungen an die mit Bruder Schmidt verlebten Tage lagen in ihrer Seele. Die Missionare fragten sie, ob sie denn nichts mehr von dem Sohne Gottes wisse, der am Kreuze gestorben sei, um uns zu erlösen. Sie erwiderte: „Das erinnere ich mich noch wohl." Als die Fremdlinge ihr nun sagten, sie seien G. Schmidt's Brüder, und wollten den Hottentotten den Weg zur Seligkeit zeigen, wie er gethan, rief sie freudig aus: „Gott sei gepriesen!" Und dann begann sie von einem alten Buche zu erzählen, welches Schmidt ihr geschenkt, und das sie sorgfältig in ein Schaffell gewickelt bewahrt habe. Als es herbeigeholt wurde, fand sich's, daß es ein neues Testament in holländischer Sprache war. Die Alte hatte es noch lange nach Schmidt's Abreise gebraucht. Seitdem sie aber fast erblindet war, hatte ihr eine Verwandte zuweilen daraus vorlesen müssen.

Den Brüdern stand es nach Allem, was sie auf dieser Erkundigungsreise gesehen und gehört hatten, fest, daß sie den ihnen vom Herrn bestimmten Ort gefunden hatten. Noch an demselben Abende, an welchem sie in ihre Wohnung heimkehrten, faßten sie den festen Entschluß, mit Anfang des neuen Jahres den Bau des Missionshauses zu beginnen.

Teunis versprach, dabei nach Kräften hülfreiche Hand leisten zu wollen.

Nicht weit von Schmidt's verfallener Wohnung steckten sie am 4. Januar 1793 den Bauplatz ab, und am folgenden Tage wurde unter Gebet und Flehen der Grundstein gelegt. Einige umwohnende Hottentotten, welche die Ausführung des Baues übernommen, waren bei der einfachen Feier zugegen. Und wer ist die Alte, die ein so reges Interesse an Allem, was vorgeht, nimmt? Lena hatte es sich nicht nehmen lassen, den Besuch der Brüder alsbald zu erwiedern. Mühsam hatte sie den Weg von ihrer Wohnung zurückgelegt. Aber es war ihr doch gelungen. Die Ankunft der Missionare hatte einen wohlthuenden Eindruck auf sie gemacht. Die Erinnerungen aus ihren früheren Jahren wurden nach und nach lebendiger; sie erzählte mancherlei von Schmidt und seiner Gemeinde, von dem Ueberfluß an Milch und Vieh, den sie früher hier gehabt, von der Zerstreuung und dem Tode der Hottentottenchristen. Sie versprach, sich zum Lernen einfinden zu wollen, sobald das Haus fertig sei. Und die Alte hat treulich Wort gehalten.

Am 3. März war der Hausbau vollendet. Die Brüder weiheten es zu einem Hause Gottes. Sie gelobten einander treu zu sein und erfleheten den Segen des Herrn zu ihrem Unternehmen. Alles hatte sich auf's Günstigste gestaltet. Eine traute Wohnung war errichtet, und um die Leute, an denen sie ihr Werk treiben sollten, brauchten sie auch nicht verlegen zu sein. In der noch vor Kurzem so öden Gegend war es recht lebendig geworden. Wie war das zugegangen? Die Kunde von der Ankunft der weißen Lehrer hatte sich wie ein Lauffeuer unter den Hottentotten der Colonie verbreitet. Noch während die Missionare mit ihrem Hausbau beschäftigt waren, hatten Mehrere in der

Nähe ihre Hütte aufgeschlagen, um sich vom Heilande erzählen zu lassen. Meilenweit waren sie herbeigekommen; keine Vorstellungen der holländischen Bauern hatten sie halten können. Die Meisten waren von einem Verlangen nach dem Worte getrieben, und der Sinn steht nicht vereinzelt, der sich aus der Antwort eines Hottentotten ausspricht, als sein Herr ihn von dem Besuchen der Brüder zurückhalten wollte. „Wenn Baas für meine Seele stehen kann," sagte er, „daß sie nicht verloren geht, so will ich lebenslang bei Baas bleiben." — „Ei," erwiderte der Bauer, „ich kann für meine eigene Seele nicht stehen, viel weniger für eines anderen," und ließ den Hottentotten ohne Widerspruch ziehen.

Die Brüder gingen frisch an's Werk. Noch an dem Tage der Einweihung ihres Hauses beriefen sie eine Versammlung der erwachsenen Hottentotten und zeigten darin an, daß am nächsten Tage für sie eine Schule eröffnet werden sollte, zu welcher ein Jeder, der noch Lust zum Lernen trage, eingeladen wurde. Auch wurde die Einrichtung einer Kinderschule versprochen, sobald Marsveld, der in den nächsten Tagen eine Reise nach der Capstadt zu machen hatte, zurückgekehrt sei. Der Vorschlag gefiel den Eltern. Sie erklärten einstimmig: „Wenn unsere Kinder schon jetzt in die Schule gehen und sie kommen den Abend nach Hause, und wir fragen sie, was sie gelernt haben, und sie sind schon weiter als wir, dann können sie uns weiß machen, was sie wollen; kommen wir ihnen aber vor, dann kann das nicht geschehen." Darauf wurden die Namen der sich meldenden Kinder und Erwachsenen aufgeschrieben; ihre Zahl belief sich auf 61. Jeder erhielt ein Buchstabirbuch, doch nur unter der Bedingung, daß, wer die Lust am Lernen verliere, es zurückbringen müsse. Am folgenden Tage, den 4. März 1793, begann der Unterricht unter einem noch von Schmidt gepflanzten Birnbaum. 25 Erwachsene hatten

sich eingefunden; die übrigen noch Fehlenden versprachen zu kommen, sobald sie ihre Angelegenheiten geordnet haben würden. Die Schule wurde seitdem regelmäßig, Mittwoch und Sonnabend ausgenommen, fortgesetzt. Die älteste Schülerin war die alte Lena, an der die Missionare schon eine wenn auch schwache, doch treue Gehülfin fanden. — Die immer wachsende Ansiedlung der Eingeborenen in der Nähe des Missionsplatzes erfüllte die Brüder oft mit großer Sorge wegen ihres Unterhaltes. Allein sie konnten dem Andrange nicht wehren, und warfen ihre Sorge auf den Herrn. Es konnte nicht ausbleiben, daß unter der Menge der Heiden Manche waren, die ihnen viele Noth machten. Da mußte denn in der Schule strenge Disciplin gehandhabt und über das Leben außer der Schulzeit ein wachsames Auge geführt werden. Der Herr gab ihnen die dazu nöthige Weisheit und Kraft. Einer dieser großen Schüler hatte einmal seine Frau auf das grausamste mißhandelt. Die Missionare stellten ihn vor ihr Gericht, und erklärten ihm kurzweg, daß sie Leute von solchem Betragen in ihrer Schule nicht gebrauchen könnten. Sie nahmen ihm seine Bücher ab und schickten ihn nach Hause. Aber der Gestrafte findet keine Ruhe. Nach einigen Tagen kommt er zu den Lehrern, bittet um Verzeihung und gelobt Besserung. Natürlich wurde er wieder angenommen, und durfte nun wieder mit seinem ABC-Buche zur Schule kommen.

Am 25. März kehrte Marsveld*) aus der Capstadt zurück. Er brachte die frohe Nachricht mit, daß die Behörden

*) Welch' ein demüthiger Sinn die Brüder erfüllte, erhellt aus einer Erzählung Marsveld's in dem Tagebuche über die erwähnte Reise. Ich kann nicht unterlassen, dieselbe hier mitzutheilen: „Als wir am Fuße eines Hügels angekommen waren, machte ich mich auf die Seite, um in einer Höhle auszuruhen. Hier wandte ich mich mit vielen Thränen zum Herrn und flehte zu ihm, daß er meine Brüder

auf Verordnung der Direction der ostindischen Compagnie den Brüdern den Missionsplatz zum eigenthümlichen Besitze überwiesen hätten. Marsveld griff jetzt freudig in die Arbeit mit ein. Am 27. März wurde die erste Abendversammlung gehalten. 41 Männer und Weiber hatten sich eingefunden. In ehrerbietiger Stille lauschten die Heiden auf die Geschichte von dem Leiden des Herrn. Es war, als ob sie den Lehrern die Worte vom Munde nehmen wollten. Hin und wieder sah man Thränen über die wilden Gesichter rollen. Diese Versammlungen wurden auch später sehr fleißig besucht. Oft gebrach es im Missionshause dazu an Raum, und dann wurden sie unter dem Birnbaume gehalten, der noch von Schmidt's Zeit her stand. Das bald folgende Osterfest brachte den Brüdern recht gesegnete Tage. „Wir wünschten" schreiben die Missionare, „unsere Brüder und Freunde in Europa könnten in unsere Versammlungen hineinsehen und die tiefe Ehrfurcht wahrnehmen, womit die Hottentotten unser Zeugniß aufnehmen, daß Jesus

---

zu Baviaanskloof segnen und ihnen die Gnade verleihen wolle, welche sie für den Anfang ihrer Arbeit unter den Hottentotten bedürfen. Ich selbst fühlte mich der Ehre ganz unwürdig, unserm Heilande an seinem Reiche zu dienen, und mußte mich wundern, daß er ein so armes Geschöpf, wie ich bin, als Werkzeug gebrauchen wolle, seine große Liebe den verlornen Seelen verkündigen zu dürfen. Ich erinnerte mich daran, wie es mir zu Muthe war, als ich zuerst an die Brüdergemeine mich anschloß. Mein höchster Wunsch bestand darin, ganz unbemerkt in ihrem Kreise zu leben, mein Stücklein Brod durch Händearbeit zu verdienen und selbst in Armuth und Dürftigkeit den Umgang mit Kindern Gottes zu genießen. Und jetzt bin ich zu seinem Dienste unter den Heiden berufen! Da muß ich wohl sagen: Du großes, ja gutes, ja freundliches Wesen, Du hast Dir was Schlechtes zum Lustspiel erlesen. Ich durfte in diesem Augenblick die Gnadengegenwart Gottes und Seinen Frieden so mächtig inne werden, daß ich voll Freude wieder aus der Felsenhöhle heraustrat." —

sie bis zum Tode geliebet habe. Es ist, als ob sie die Worte von unserm Munde hinweg voll Begierde verschlingen wollten, und Viele sind öfters so gerührt, daß die Thränen reichlich über ihre Wangen fließen. Am letzten Osterfeste sprachen wir zu unsern Leuten von der glorreichen Auferstehung des Herrn von den Todten, und 44 Hottentotten wohnten mit solch ehrfurchtsvoller Stille der Predigt bei, wie sie kaum unter den Christen angetroffen wird. Schon ist der Raum in unserm Betsaale viel zu enge, und täglich hören wir von solchen, die sich bei uns niederlassen wollen, um das Evangelium zu hören."

Nach dem Osterfeste 1793 wurde auch die versprochene Schule für die Hottentottenkinder eröffnet, und für die ganze Schularbeit, in welche sich die drei Brüder theilten, folgende Ordnung festgestellt: Vormittags hatten die Männer Unterricht, Nachmittags von 2 bis 5 die Kinder, nach diesen die Frauen. Eine katechetische Besprechung über Abschnitte der heiligen Schrift beschloß die Arbeit. Ein Zeichen mit einer von den Brüdern aus Messingblech verfertigten Glocke verkündete Zeit und Stunde des Beginnes und Schlusses. Der Unterricht der Kinder war der erfolgreichste. Aus den Häusern hörte man oft den Gesang ihrer in der Schule gelernten Liederverse schallen. Die natürliche Liebe der Hottentotten zum Gesang veranlaßte die Brüder zur Errichtung einer Singschule, in welcher wöchentlich zweimal unterrichtet wurde. Ihre Erfolge waren überraschend; ihr guter Ruf zog viele fremde Besucher herbei. — Nach einigen Monaten konnten die Missionare eine Anzahl Heiden auswählen, welche die Kennzeichen einer aufrichtigen Bekehrung hatten und würdig waren, die heilige Taufe zu empfangen. Sie wurden in einen besonderen Vorbereitungsunterricht genommen. Von ihnen wurde zuerst eine Hottentottenfrau, die Tochter des von Schmidt getauften Jonas, in die

christliche Gemeinde aufgenommen. Die Feier war, um den Andrang neugieriger feindseliger Colonisten zu verhüten, auf den 19. Juli, einen Wochentag, verlegt. Nur Baas Teunis und dessen Frau, welche sich die Pathenstelle bei dem ersten Täufling ausgebeten hatten, waren mit etwa 80 Hottentotten zugegen. Die nächsten Wochen brachten mehrere Tauffeste. Am 13. August empfingen drei, am 28. August ein Heide das Sacrament. „Wir können nicht Worte genug finden," schrieben die Brüder, „das mächtige Gefühl der Gnade Gottes zu beschreiben, welches während dieser Handlungen herrschte, und die Wirkung, die es auf die übrigen Taufcandidaten hervorbrachte. Es waren dies wahrhaftige Festtage für uns. Alle unsere Hottentotten vergossen viele Thränen, und erklärten ihren sehnlichen Wunsch, derselben Gnade theilhaftig zu werden. Am 13. August hielten wir für die vier ersten Neugetauften eine besondere Versammlung, zu der auch die alte Helena kam. Wir sprachen von der treuen Nachfolge seiner Fußstapfen, welche Christus von seinen Gläubigen erwartet, und ermahnten sie, in anhaltendem Gebetsumgange mit unserm Heilande zu bleiben, damit sie tüchtig würden, ihres hohen himmlischen Berufes würdig zu wandeln. Die Gnade Gottes, welche sich an diesen armen, verachteten Leuten erweist, setzt die benachbarten Christen in Erstaunen, und viele von ihnen, besonders in der Capstadt, welche an der Ausbreitung des Reiches Christi warmen Antheil nehmen, danken und preisen ihn für seine wunderbaren Werke, die er unter ihnen thut."

In den Versammlungen der Brüder mit den Getauften fand sich auch die alte Lena mit ein. Sie machte ihnen große Freude. Ihre kindliche Einfalt machte sie zum Liebling der kleinen Gemeinde. Man merkte, der heilige Geist arbeitete an ihrer Seele. Während sie anfangs wenig von dem, was Schmidt sie gelehrt, zu sagen wußte, fiel ihr

jetzt eines nach dem andern ein. Solche Versammlungen, meinte sie, aber habe Schmidt mit den Getauften nicht gehalten, aber bei seiner Abreise habe er versprochen, er wolle ihnen aus dem Vaterlande Brüder senden. „Ach," sagte sie, „Gott sei Dank, daß er uns Lehrer geschickt hat, die uns in seinem Worte unterrichten; auf diese haben wir noch immer gewartet." — Am Schlusse dieses ersten Jahres konnten die Brüder beim Rückblick auf dasselbe nur loben und danken. Eine Gemeinde von 7 Getauften und 10 Taufcandidaten hatte sich bereits um sie gesammelt, und die Freude, mit welcher andere Hottentotten der Predigt des Evangelii zuhörten, ließ ein baldiges Wachsthum der jungen Pflanzung erwarten. —

Die Brüder sprechen in ihren Berichten selbst davon, daß, wenn sie sich mit andern Heidenboten verglichen, ihre erfolgreiche Arbeit mit der erfolglosen in anderen Ländern, sie auf's tiefste die Gnade ihres Herrn anbeten müßten. Aber Alles, was aus Gott geboren ist, muß eine Schule der Läuterung durchmachen. Es geht nicht immer auf rosigen Wegen, neben Siegen stehen auch Niederlagen. Erst dann, wenn ein Werk des Glaubens durch solche Proben hindurch gegangen ist, kann es erstarken und sich befestigen. Solche Wege ging Gott mit dem lieblich aufblühenden Missionsplatze. Aus der „Affenschlucht" sollte ein „Gnadenthal" werden.

Wir haben bereits erwähnt, daß die holländischen Bauern Alles aufboten, die Niederlassung der ihnen zum Anbau ihrer Höfe nothwendigen Hottentotten in Baviaanskloof zu verhindern. Je weniger ihnen dies gelang, desto größer wurde ihr Groll gegen die Brüder. Eine von der Regierung aufgelegte neue Steuer brachte große Unzufriedenheit in's Land. Es ging das Gerücht, die Colonisten

wollten sich zu einer Empörung vereinigen, und gelang diese, so hatte die Missionsstation Alles zu fürchten. Diese Verhältnisse veranlaßte die Regierung zum Erlaß der Steuer. Die Ruhe wurde wieder hergestellt, und die Brüder waren von einer schweren Sorge befreit. — Bald folgte neue Noth, welche den Anfang vielfacher Störung ihres Werkes machte. Man fürchtete damals eine Landung der Franzosen am Cap, und die Regierung rüstete sich zur Vertheidigung. Alle waffenfähigen Männer wurden nach der Capstadt entboten. Am 9. Mai 1794 traf der Regierungsbefehl in Baviaanskloof ein, der alle männlichen Bewohner bis auf wenige Kranke zum Aufbruch rief. Die Brüder gehorchten, aber mit Schmerz. Sie hielten mit den Abziehenden eine Abschiedsversammlung, ermahnten sie, den Herrn im Gedächtniß zu behalten, und empfahlen sie seiner Gnade im Gebet. Nicht allein war dadurch die Missionsarbeit unterbrochen, sondern es stellte sich auch bald große äußere Noth unter den zurückgebliebenen Frauen und Kindern ein. Kümmerlich ernährten sie sich von dem Honig, den sie hin und wieder fanden, einige litten den bittersten Mangel. Da erwies sich Teunis als ein Freund der Armen. Durch seine Vermittlung erhielten die Väter der am meisten bedrängten Familien die Erlaubniß zur Rückkehr; die Regierung sandte Arbeiter zur Bebauung der Kornfelder; der Gouverneur bewilligte eine Summe Geldes zur Anschaffung von Lebensmitteln. Erst gegen Ende des Jahres 1794 kehrte der größte Theil der Hottentotten zu den Missionaren zurück. Sie waren während ihrer Abwesenheit nicht ganz ohne geistliche Pflege gewesen. Missionar Schwinn hatte sie im September auf mehrere Tage besucht, während ein holländischer Schullehrer in der Capstadt sie mit Büchern versehen und alle Sonnabend ihnen in ihrem Lager das Evangelium verkündigt hatte. —

Der Schutz, dessen sich die Missionsstation von Seiten der Colonialregierung zu erfreuen hatte, hatte alle bisherigen Versuche der holländischen Bauern, die Brüder aus ihrer Nachbarschaft zu verdrängen, mißlingen lassen. So lange die Behörden im Lande ein ungeschwächtes Ansehen genossen, war für die junge Gemeinde in Baviaanskloof nichts zu fürchten. Die damalige Entwicklung der europäischen Dinge hatte aber auf das Capland den nachtheiligsten Einfluß. Holland wurde von dem Geiste der französischen Revolution ergriffen, die Folgen davon zeigten sich auch in den holländischen Colonieen. Jetzt schien den Feinden der Hottentottenmission der geeignete Zeitpunkt gekommen zu sein, ihre längst gehegten Vernichtungspläne durchzuführen. Die ängstlich gewordene Regierung, eine allgemeine Empörung im Innern des Landes fürchtend, hatte nicht den Muth, der Station ihren früheren Schutz zuzuwenden. Selbst Baas Teunis, der frühere Freund der Brüder, trat, verleitet durch persönliche Interessen und durch die gehässigen Vorstellungen der Colonisten, auf die Seite der Gegner. Vorzeichen des über die Gemeinde heraufziehenden Sturmes hatten sich schon im Jahre 1794 gezeigt. Damals gingen die Missionare mit dem Plane um, eine Kirche zu erbauen, und die deshalb eingeleiteten Vorbereitungen ließen sie über ihre Lage nicht im Ungewissen. Teunis setzte dem Vorhaben einen beharrlichen Widerstand entgegen. Deutlich genug hatte er während der Verhandlungen den Brüdern gesagt, daß der Ort für die zunehmende Bevölkerung nicht Nahrung genug biete; es sei nicht eher an einen Kirchenbau zu denken, bis die Brüder einen passenderen Ort zu ihrer Niederlassung gefunden. Bei der Regierung waren Klagen über das Betragen der Hottentotten eingelaufen, ja, es war sogar der Antrag gestellt worden, den Missionaren ihre Wohnsitze an der Grenze der Kaffern anzuweisen. Ein Freund

hatte davon die Brüder benachrichtigt, und Schwinn reiste daher im September 1794 nach der Kapstadt, um persönlich bei den Behörden die Vertheidigung der Gemeinde zu führen und Schutz zu suchen. Er fand zwar bei dem Gouverneur die freundlichste Aufnahme, doch deuteten seine Reden genugsam an, was man im Sinne hatte. Jetzt zeigte sich's, daß die Bedenken, welche früher die Gemeinde beim Beginne der Mission gegen die von der ostindischen Compagnie aufgestellten Bedingungen geäußert hatte, nicht ungegründet gewesen waren. Die Directoren der Compagnie, meinte der Gouverneur, hätten den Brüdern die Niederlassung nur an einem solchen Orte erlaubt, wo sich keine christliche Gemeinde befinde; das sei nicht beobachtet, und eigentlich gehörten sie an die Grenze des Kafferlandes. Indessen versprach er der Station seinen einstweiligen Schutz, bis die Sache durch die gerade abwesenden General-Commissarien der Compagnie zum Austrag gekommen sei. Als ihm Schwinn nun die Nothwendigkeit des Kirchenbaues vorstellte und seine Erlaubniß dazu erbat, erwiderte er, das könne er nicht zugeben; würde eine Kirche gebaut, so heiße es, das geschehe an einem Orte, wo eine christliche Gemeinde sei. Schwinn berief sich auf die von den Directoren gegebene Auslegung des betreffenden Artikels, daß ein Colonistenplatz noch keine christliche Gemeinde sei. Allein seine Vorstellungen fruchteten Nichts. Der Gouverneur erwiderte, es sei eben nichts zu thun; die Brüder hätten zu viele Feinde, und wenn er sie nicht beschützt hätte, so wären sie längst von ihrer Station vertrieben worden. Er verbot jeden neuen Anbau, selbst ein bereits in Angriff genommener Bau, eine Schmiedewerkstätte für Kühnel, mußte sofort sistirt werden. Die Brüder gehorchten; aber ruhigere Zeiten haben sie damit nicht herbeigeführt.

Die Hottentotten haben die Gewohnheit, ihr Vieh oft hirtenlos auf den Weiden gehen zu lassen. Gegen alle Ermahnungen der Missionare war das auch in Baviaanskloof geschehen. Die benachbarten Bauern waren darüber auf's höchste aufgebracht, da die Heerden ihrem Eigenthum bisweilen Schaden zugefügt hatten. Am 7. Dezember 1794 erschien Baas Teunis auf der Station. Er ließ die Hottentotten zusammenkommen und kündigte ihnen im Namen der Regierung an, daß sie ihre Viehheerden wieder an ihre früheren Wohnorte zu bringen hätten, sie selbst sollten zur Besorgung derselben mitziehen. Vergebens waren die Einwendungen der Brüder. Um den Andrang der Eingeborenen in Baviaanskloof zu verhindern, gab er einen zweiten Befehl, daß kein Hottentott aufgenommen werden sollte, der nicht durch eine Bescheinigung seines Herrn darthue, daß seine Dienstzeit abgelaufen, und er frei sei. Beide Befehle mußten eine gänzliche Zerstörung des Missionsplatzes zur Folge haben. Für die abziehenden Gemeindeglieder war kein Ersatz zu erwarten, da die Colonisten sich nicht leicht zur Ausstellung des geforderten Scheines entschlossen haben würden. Die Hottentotten übereilten sich nicht, dem Befehle des feindlichen Mannes zu gehorchen. Sie erklärten: „Wir müssen an einer Stelle uns aufhalten, wo wir täglich Gelegenheit haben, Gottes Wort zu hören, und können zu unseren alten Wegen nicht mehr zurückkehren." — „Wir können die Gemeinde der Christen nicht verlassen," meinten Andere, „es mag nun daraus folgen, was da will; dies kommt uns vor, als ob wir Christum verläugnen sollten; aber wir wissen, daß die Leiden dieser Zeit nur kurz sind, und daß eine ewige Herrlichkeit auf sie folgt." — Einer verkaufte sogar lieber sein Vieh, um an dem Orte bleiben zu können, wo das Wort Gottes gepredigt werde. Und als ihnen gedroht wurde, daß man ihren Ungehorsam durch Wegnahme

des Viehes strafen würde, so sagten sie: „Thut man auch das, so gehen wir doch nicht fort; denn wir sind hier, um Gottes Wort zu hören." Teunis wiederholte jetzt die Regierungsbefehle, es ging das Gerücht, daß der Landdrost von Stellenbosch in den nächsten Tagen die Colonie aufheben und die Missionare vertreiben wolle. Der Jammer des Volkes war unbeschreiblich. Es wollte sich nicht trösten lassen. „Die Bauern mögen mit uns thun, was sie wollen," sagten sie unter Thränen, „wenn sie nur unseren Lehrern keinen Schaden zufügen." Die Liebe der Hottentotten schnitt den Brüdern durch's Herz. Sollten sie nicht Alles aufbieten, um die Zurücknahme jener Befehle zu erlangen? Im Januar 1795 begab sich Marsveld nach der Capstadt, aber er konnte Nichts zu Gunsten der Gemeinde ausrichten. Schon schickten mehrere Hottentotten sich an, um den ihnen theuer gewordenen Ort mit ihrer Habe zu verlassen, als ein unerwarteter Besuch in Baviaanskloof eine günstige Wendung herbeiführte. Der Besitzer von Constantia, Clude, und ein Rathsmitglied aus der Stadt, Hoffmann, waren gekommen, um sich über die Station und ihre Bewohner näher zu unterrichten. Sie fanden, daß der Behörde von den mißvergnügten Bauern ganz falsche Berichte erstattet seien. Sie eilten nach der Kapstadt zurück; ihren Vorstellungen gelang es, daß jene Regierungsbefehle zurückgenommen wurden. Aber dauernde Ruhe war auch damit nicht gewonnen. — Mitten unter diesen Bedrängnissen trieb die Gnade ihr stilles Werk an den Hottentotten fort. „Wir dürfen zu unserem großen Vergnügen wahrnehmen," berichten die Missionare, „daß gerade unter diesen Widerwärtigkeiten eine besondere Erweckung unter dem Volke stattfindet. Kaum geht ein Tag vorüber, daß nicht einer oder mehrere Hottentotten zu uns kommen und bisweilen unter vielen Thränen fragen: was sollen wir thun, daß wir selig werden?" —

Die nächste Entwickelung der Ereignisse am Cap brachte neue Stürme, welche die Station an den Rand des Verderbens führten. Die Colonisten und andere von Freiheits- und Gleichheits-Träumen gequälte Unzufriedene rotteten sich unter dem Namen der Nationalen gegen die Regierung zusammen, um eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. Mordend und brennend durchzogen sie das Land. Die Regierung war zu schwach, dem Unwesen Einhalt zu thun. Dazu drohete ihr Gefahr von einer andern Seite. Die dem revolutionären Treiben abholden Engländer eröffneten gegen Holland ihre Feindseligkeiten und richteten besonders ihr Augenmerk auf seine Colonieen. Es stand eine Landung am Cap zu befürchten; die von innen und außen bedrängte Regierung mußte sich zur Vertheidigung rüsten. Am 13. Juni 1795 wurden alle waffenfähigen Hottentotten nach der Hauptstadt berufen, auch Baviaanskloof mußte wieder seine Männer stellen. Diese zeigten indessen keine sonderliche Willigkeit, dem widrigen Befehle zu folgen. Mit vieler Mühe gelang es den Missionaren, sie zum Gehorsam gegen die Obrigkeit zu bewegen. Die nächsten Tage vermehrten die Noth des Landes. In der Nähe der Küste erschien die englische Flotte; die Anmaßungen der Empörer im Innern traten immer unverhohlener hervor. Der Landdrost von Zwellendam wurde abgesetzt, und in Baviaanskloof lief die Kunde ein, daß man den Ort niederzubrennen beabsichtige. Der einzige Trost, welcher der geängsteten Gemeinde blieb, war die Hülfe des Herrn. „Kann wohl Gott," sagten die Hottentotten, „der durch seine Allmacht Himmel und Erde geschaffen hat, solche abscheuliche Dinge geschehen lassen? Das kann ich nicht glauben; er ist mächtig genug, sie von uns abzuhalten, darum laßt uns anhalten im Gebet, daß er uns schützen möge." Unter diesen Bedrängnissen schien es den Missionaren rathsam, dem Ansinnen der Bauern,

die Hottentotten zu entlassen, nachzugeben. Mit schwerem Herzen ließen sie das heilsbegierige Volk von sich, aber seine Erhaltung gebot es. Als sie ihren Beschluß der Gemeinde verkündigten, entstand ein allgemeines Weinen und Schluchzen. „Wir können den Eindruck gar nicht beschreiben," erzählen die Brüder, „den dieses Wort auf die armen Geschöpfe machte. Sie brachen in lautes Weinen und Wehklagen aus und konnten damit gar nicht aufhören. Ein steinernes Herz würde zerschmolzen sein, beim Anblick der armen Kinder, welche wenige Stunden hernach, auf den Rücken ihrer weinenden Mütter gebunden, den Weg nach der Wildniß antraten, in welcher der beständige Regen alle Flüsse und Bäche angeschwellt hatte. Wir waren von Schmerz so übernommen, daß wir uns in die Einsamkeit zurückziehen mußten, gemeinschaftlich auf unsere Kniee niederfielen und mit blutendem Herzen den Herrn anfleheten, sich dieses armen Volkes zu erbarmen, und in ihrer Zerstreuung das Verlangen nach Ihm und Seinem Wort in ihren Herzen zu bewahren." Wenige Tage nachher rückte ein wilder Haufe unter der Anführung des Districts-Commandanten Pissani gegen den Missionsplatz. Ein einziger Ausspruch, den er gethan haben soll, kennzeichnet den Mann hinlänglich: „Diese Leute (die Missionare) zeigen den Hottentotten den rechten Weg zur Seligkeit, aber weil ich einmal dem Teufel gehöre, so will ich auch thun, was ich thun kann, daß die Hottentotten nicht in den Himmel kommen." Was man im Schilde führte, hatten die Empörer den ihnen begegnenden Hottentotten angekündigt: „Wozu sollen die Hottentotten klug gemacht werden, da so viele Christenkinder herumlaufen und nichts lernen? Wartet nur ein wenig, dann soll euer Ort zerstört werden, denn jetzt, das sollt ihr wissen, sind wir die Gouverneurs. — Wir haben ja Niemand, der unsere Arbeit thut, denn wir haben keine

Sklaven. So lange Jahre sind die Hottentotten die Knechte der Bauern gewesen, und sind niemals im Christenthum unterrichtet worden, warum soll es denn nun auf einmal anders werden?" — Missionar Kühnel hatte den Muth, sich in die Mitte der Empörer zu begeben und ihre Forderungen zu hören. Was er erfuhr, war gerade nicht tröstlich und ermuthigend. Diese Freiheitsmänner hatten der Regierung eine ausführliche Klageschrift überreicht, in welcher es in Bezug auf die Brüdermission also hieß: „Wir wollen nicht leiden, daß irgend ein Herrnhuter sich hier aufhalte und die Hottentotten unterrichte, denn da so viele Christen keinen Unterricht erhalten, so ziemt es sich nicht, daß die Hottentotten klüger gemacht werden, als sie; sondern sie sollen bleiben, wie sie bisher gewesen sind. — Solche Hottentotten, die auf eines Bauern Gut geboren sind, müssen dort bis zu ihrem 25. Jahre in seinem Dienste bleiben, ohne Lohn zu erhalten. — Die Hottentotten sollen, wie bisher, auf den Gütern der Bauern zerstreut leben, und nicht sich zusammenthun, wie in Baviaanskloof. — Alle Buschmänner oder wilde Hottentotten, welche wir fangen, sollen auf Lebenszeit unsere Sklaven bleiben. — Wollen die Herrnhuter hier bleiben, so mögen sie unter die Buschmänner gehen, aber bei uns dürfen sie sich nicht aufhalten." — Am 29. Juli schickte Pissani den Brüdern den Befehl zu, binnen drei Tagen den Missionsort zu verlassen. Die Missionare kamen in große Verlegenheit; sie wußten nicht, was sie thun sollten. Baas Teunis rieth ihnen, zu folgen; er erbot sich, ihre Sachen in seinen Gewahrsam zu nehmen. Kaum hatten die noch übrigen Hottentotten von der beabsichtigten Abreise der Brüder gehört, als eine große Trauer unter ihnen entstand. Groß und klein kamen in das Missionshaus und leisteten den Brüdern beim Packen hülfreiche Hand. Am Abend ließen die Missionare ihr Volk sich vor

dem Hause versammeln. Vor Wehmuth konnten sie nicht viel reden. Mit wenigen eindringlichen Worten ermahnten sie die Zuhörer, fleißig an das, was sie gehört, zu denken. Darauf knieete die ganze Versammlung nieder, und Kühnel betete zum Herrn, daß er die arme hirtenlose Heerde in seine gnädige Obhut nehmen und sie zu seiner Zeit aus dieser Noth erlösen wolle. Am 31. Juli brachen sie mit ihren wenigen Habseligkeiten nach der Capstadt auf. Alle Hottentotten hatten sich frühe vor ihrem Hause versammelt, die Missionare hatten Mühe, sie zum Zurückbleiben zu bereden. Einige erklärten, sie wollten mit den Lehrern ziehen und sterben. „Wir sind die Ursache des Unglücks," riefen sie aus, „das über unsere Lehrer kommt, denn wir sind nicht dankbar und nicht gehorsam genug gewesen; darum nimmt sie Gott von uns. O Gott, vergieb uns diese Sünde!" Am 3. August kamen die Flüchtlinge in der Capstadt an. Als sie dem Gouverneur ihre Lage vorstellten, ertheilte dieser den Rath, vorläufig in der Stadt den Verlauf der Dinge abzuwarten. Auch bei den andern Gliedern des Rathes fanden sie viele Theilnahme. Selbst einer der Nationalen gab ihnen die Versicherung, daß Pissani ganz gegen den Willen seiner Partei gehandelt habe, und daß ihnen, wenn sie wieder nach Baviaanskloof zurückziehen wollten, kein Leid wiederfahren sollte. Auf dieses Wort hin rieth der Gouverneur zur Rückkehr, und am 7. August, als die Capstadt wegen des Angriffes der englischen Flotte in höchster Bewegung war, zogen die Friedensboten wieder ihrem Arbeitsfelde zu. Die Freude der Hottentotten war unaussprechlich. „Wie sollen wir Gott dafür danken," riefen sie unter Freudenthränen aus, „daß er unsere Lehrer uns wiedergegeben hat!" Am Sonntage, den 16. August, begannen die Brüder ihre regelmäßigen Versammlungen; am 18. August traf die Nachricht ein, daß die Capstadt sich

den Engländern ergeben habe und alle Hottentotten entlassen seien. Marsveld begab sich sofort zu den englischen Generalen Clarke und Craig, um die Mission dem Schutze der Sieger zu empfehlen. Er fand die wohlwollendste Aufnahme; mit der frohen Botschaft, daß ihrem Wirken nichts in den Weg gelegt werden solle, kehrte er zu den Brüdern zurück. Auch die Hottentotten, welche darüber sich beklagten, daß man sie von der Gemeinschaft mit den Missionaren abzuhalten suche, wurden mit den beruhigendsten Versicherungen entlassen.

Unter dem Schutze der brittischen Regierung genoß fortan die Gemeinde Ruhe und Frieden. Sie erbauete sich und wurde erfüllt mit Trost des heiligen Geistes. Rüstig legten die Missionare Hand an's Werk, ein seltener Segen ruhete auf ihrer Arbeit. Nach mehrmonatlicher Unterbrechung wurden im October die Schulen wieder eröffnet, und Schaaren heilsbegieriger Heiden strömten von nah und fern zum Unterrichte. Der Plan, eine Kirche zu bauen, wurde ebenfalls ernster in Berathung genommen. Nachdem die Regierung denselben gebilligt und durch unentgeltliche Ueberweisung des nöthigen Bauholzes unterstützt hatte, ging man am 8. Dezember frisch an's Werk. Die Loosung des Tages: „Sie werden kommen von ferne, die den Tempel des Herrn bauen," ging auch dadurch wörtlich in Erfüllung, daß fünf Hottentotten mit Weib und Kindern weit aus dem Innern des Landes hergekommen waren, um das Wort Gottes zu hören. Die Gemeinde leistete den Missionaren treulich Dienste. Männer, Frauen und Kinder waren beschäftigt, die von Schmidt's Wohnung noch herrührenden Steine auf die Baustelle zu schaffen, Andere strichen Ziegel, wieder Andere warfen die Erde für die Grundmauern aus. Am 14. Dezember waren die Vorarbeiten so weit fortgeschritten, daß der Grundstein gelegt werden konnte. Es geschah in

einfacher, erhebender Feier. Der Gesang eines Liedes eröffnete das Fest. Marsveld sprach von der Gnade des Herrn, der ihren lange gehegten Wunsch nach einem geräumigen Gotteshause jetzt so freundlich erfülle. Dann kniete die ganze Versammlung nieder, und der Missionar hielt ein inbrünstiges Gebet, „daß der Herr an diesem Orte seinen Stuhl aufschlagen, und dieses Haus zu einem Segen für viele tausend Seelen machen, es vollenden lassen und Alle, die daran bauen, beschützen wolle." Den Schluß machte der Gesang eines Liedes. — Der Bau ging rasch von Statten. Am 24. März 1796 konnte die erste Versammlung in dem lieblichen Kirchlein gehalten werden.

So hatte das trübsalsvolle Jahr 1795 in seinen letzten Monaten den Brüdern reichen Trost und liebliche Freuden gebracht. Die Gemeinde war auf 65 Personen gewachsen, und unter den 500 Zuhörern, welche am Weihnachtsfeste die Gottesdienste besuchten, waren Viele, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. „Wir können mit Worten nicht aussprechen," sagen die Brüder in ihrem Tagebuche, „was wir am Schlusse dieses denkwürdigen Jahres empfinden. Der Teufel hat all' seinen Zorn in Bewegung gesetzt, dies Werk Gottes zu zerstören; und es war ihm so weit gelungen, daß er uns nöthigte, unsere armen Schafe auf kurze Zeit zu verlassen. Unaussprechlich war damals unser Schmerz; wer konnte aber zu der Zeit hoffen, daß unser Heiland so bald aufstehen würde, uns zu helfen, ja eine so mächtige Aenderung bewirken, daß wir jetzt schon die Mauern einer Kirche vor uns stehen sehen! Wenn wir die mächtigen Wirkungen seiner Gnade an den Herzen der armen Hottentotten betrachten, so stehen wir erstaunt da, und geben ihm die Ehre und Macht allein. Es vergeht jetzt kaum ein Tag, daß nicht neue Leute hieher kommen, um das Evangelium zu hören." —

Es war nöthig, daß die Missionare den Bewohnern Baviaanskloofs zu ihrem Unterhalte andere Erwerbsquellen eröffneten, als sonst der Hottentotte kennt. Aber wie diese Leute zur Arbeit gewöhnen? Die Brüder gingen mit dem eigenen Beispiele voran. Im Oktober 1796 richteten sie eine Messerschmiede ein, im Mai des folgenden Jahres wurde eine Kornmühle erbaut und gegen Ende des Jahres gelangten sie durch wohlfeilen Kauf in den Besitz einer Heerde von 200 Schafen. Neben dem Handwerk wurde fleißig Garten- und Feldbau getrieben, ja selbst ein kleiner Weinberg von 2000 Weinstöcken angepflanzt. Und was sie thaten, dazu hielten sie auch ihre Hottentotten an. Jede Hütte im Dorfe hatte ein Gartenstück; reichliche Ernten ließen sie den Segen redlicher Arbeit erkennen. Die Arbeiten der Messerschmiede fanden reichlichen Absatz nach außen, auch die Kornmühle brachte manchen Verdienst. So wuchs auch der äußere Wohlstand der Colonie; und ob die Bauern die aufblühende Gewerbsthätigkeit mit scheelen Augen ansahen und sich sogar vereinigten, keine auf der Station verfertigte Waare zu kaufen, so fanden die Erzeugnisse doch immer so reichen Absatz, daß nicht alle Nachfragen befriedigt werden konnten. — Um diese Zeit besuchte der englische Reisende Barrow die Station; hören wir die Schilderung eines der Sache ferner stehenden Mannes. „Auf unserem Zuge das Thal hinauf, durch welches der endlose Fluß, Zondereinde, sich schlängelt, machten wir Abends auf einer Ebene Halt, auf welcher die Missionsniederlassung der mährischen Brüder, Baviaanskloof genannt, errichtet ist. Schon am frühen Morgen wurde ich durch die Melodie von ein paar herrlichen Stimmen aufgeweckt, wie ich sie nie zuvor gehört hatte, und als ich hinausblickte, sah ich eine Gruppe von Hottentottinnen auf dem Boden sitzen. Weil es gerade Sonntag war, so hatten sie sich hier versammelt,

um den Morgengesang anzustimmen. Sie waren alle in gedruckten baumwollenen Röcken niedlich gekleidet. Dieser Anblick, der uns ein so ganz verschiedenes Bild darbot von allem dem, was wir bisher auf unserer Reise unter dieser unglücklichen Menschenclasse gesehen hatten, konnte seinen freundlichen Eindruck auf unsere Gemüther nicht verfehlen und reizte unsere Neugierde, diese Niederlassung genauer kennen zu lernen. Die frommen Väter, drei an der Zahl, welche diese Anstalt leiten, waren auch herzlich bereit, jede unserer Fragen befriedigend zu beantworten. Es sind Männer von mittlerem Alter, einfach und anständig in ihrer Kleidung, reinlich in ihrem Aussehen, bescheiden in ihrem Benehmen, milde und demüthig in ihrem ganzen Wesen, und dabei frei von aller Schwärmerei, verständig und lebhaft in ihrer Unterhaltung und der Sache der Heidenbekehrung mit allem Eifer zugethan. Alles, was wir hier erblickten, trug das Gepräge einer niedlichen Einfachheit, welche den Grundzug in dem Character dieser Männer bildet. Die Kirche, welche sie erbaut haben, ist ein einfaches, schönes Gebäude, ihre Kornmühle die beste, die es auf der Colonie giebt; ihr Garten war in der schönsten Ordnung und erzeugte einen Ueberfluß von Gemüsen für den Tisch. Nach den Regeln der Gesellschaft, welcher sie als Mitglieder angehören, hat jeder von ihnen einen nützlichen Beruf erlernt. Der eine derselben war in der Verfertigung von Eisenwaaren aller Art wohl erfahren, der zweite war ein Schuhmacher und der dritte ein Schneider. Diesen Missionaren ist es gelungen, über 600 Hottentotten zu einem christlich-bürgerlichen Vereine zu verknüpfen, und die Anzahl ihrer Mitglieder nimmt täglich zu. Die Hottentotten wohnen in kleinen, über das Thal hin zerstreuten Hütten, und jede einzelne derselben ist mit einem Gartenstück umgeben. Auch diese Hütten und Gärten waren niedlich und wohl eingerichtet, wie sie

Tausende der Armen in England nicht besitzen. Diejenigen Hottentotten, welche die verschiedenen Gewerbe der Missionare lernen, werden für ihre Arbeit bezahlt, sobald sie etwas verdienen können. Einige derselben verdingen sich wochen- oder monatweise an die benachbarten Bauern; Andere verfertigen Matten und Besen zum Verkaufe; Andere ziehen Geflügel auf, und noch Andere haben Mittel gefunden, Ochsen, Schafe und Pferde zu halten. Am Sonntage wohnen Alle regelmäßig dem Gottesdienste bei, und man muß sich wundern, wie viel diese Hottentotten darauf halten, in reinlicher Kleidung bei dem Gottesdienste zu erscheinen. Unterricht und Beispiel scheinen sie zu der Ueberzeugung gebracht zu haben, daß Reinlichkeit nicht nur das Leben angenehmer macht, sondern auch zur Erhaltung ihrer Gesundheit viel beiträgt, und daß ihre kleinen Erwerbnisse viel besser für die anständige Bekleidung ihres Körpers, als zur Anschaffung von Branntwein und Tabak verwendet werden. Ihr Benehmen während des Gottesdienstes war ungemein andächtig. Die Rede, welche einer der Missionare vortrug, war kurz, aber voll frommen Sinnes, lebhaft und den Bedürfnissen der Zuhörer angemessen. Viele Thränen flossen aus den Augen der Anwesenden, an welche die Rede gerichtet war, und mit süßer harmonischer Stimme wurde zum Schlusse der Andacht von dem weiblichen Geschlechte ein rührender Gesang angestimmt." —

Mit der zunehmenden Bevölkerung des Missionsortes wuchs auch die Arbeit der Brüder. Sie waren auf die Dauer derselben nicht gewachsen. In Europa suchten und fanden sie Hülfe. Ihre Bitte um etliche Schwestern, welche unter dem weiblichen Theile der Gemeinde ihnen zur Seite stehen könnten, ward erfüllt, als die Gemeinde einen verheiratheten Missionar auszusenden beschloß. Dazu ward im

Jahre 1797 Joh. Phil. Kohrhammer*) nebst dessen Gattin ersehen. Mit dem Anfange des folgenden Jahres begaben sich die Beiden auf die Reise und landeten am 6. Mai in der Capstadt. Rührend ist die Beschreibung von dem freundlichen Empfange, welchen die Gemeinde den Ankommenden bereitete. Kohrhammer giebt sie in einem Briefe vom 1. Juli 1798: „Am 21. Mai verließen wir ganz in der Frühe das Thal, wo wir übernachtet hatten. Ungefähr um 9 Uhr sahen wir eine große Anzahl Hottentotten zu Pferde uns entgegen kommen; sobald sie unsere Wagen erblickten, eilten sie auf uns zu. Bruder Marsveld war bei ihnen, und als wir uns erreicht hatten, stiegen alle ab und stellten sich in zwei Reihen zu beiden Seiten des Weges auf. Der Anblick dieser Versammlung übernahm mich ganz, und ich rief: „Lieber Heiland, das waren früher Sklaven der Sünde und des Satans, durch den Dienst ihrer Lüste weit von dir geschieden, und nun hast du sie berufen und selig gemacht durch die Kraft deines Blutes, und dein Angesicht über ihnen leuchten lassen, sie zu segnen!" Sobald ich mich wieder etwas gefaßt hatte, ging ich auf sie zu, gab jedem von ihnen die Hand, und während wir so zusammenstanden, kam ein Haufe nach dem andern von den Bergen herab, einige zu Fuße, die meisten aber zu Pferde, Männer und Weiber mit ihren Kindern, bis zuletzt gegen 200 Personen versammelt waren. Auf der Höhe des Berges, die hinan ich geritten war, stieg ich ab und ging nun zu Fuß unter den Hottentotten, meine Frau unter den Hottentottinnen, bis nach dem Ort, welchen wir um 10 Uhr mit Dank und Freude über alle Gnadenerweisungen des Herrn, die wir genossen hatten, erreichten. Am

*) Vgl. über ihn seine Autobiographie in den Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit. Basel, 1815. S. 10 ff.

Eingange strömten noch andere Hottentotten auf uns zu, und unter ihnen die von G. Schmidt getaufte alte Helena. Sie stützte sich auf Krücken und vergoß Freudenthränen, daß Gott so lange sie habe leben lassen, nun auch eine europäische Schwester zu sehen. Die Empfindungen unseres Herzens bei dieser Gelegenheit lassen sich nicht beschreiben; ich weinte, wie ein Kind, und während die lieben Leute ihre Freude und Zärtlichkeit auf alle mögliche Weise zu bezeigen suchten, ergriff mich der Gedanke, was Gott für dies Volk und an ihm gethan habe, und welch' ein wichtiger Beruf mir zu Theil geworden sei." — Kohrhammer giebt in dem nämlichen Schreiben einen kurzen Bericht über das christliche Leben in der Gemeinde: „Das Werk Gottes schreitet hier in Segen fort; wir erstaunen darüber und beten den an, der Alles thut. Tag und Nacht kommt Jung und Alt, und fragt: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?" Kaum werden Sie es glauben, daß jetzt 800 Hottentotten sich hier aufhalten, Männer, Weiber und Kinder, von denen 700 unter unserer Pflege stehen, und einige in den Schulen lesen lernen, alle aber im Christenthum unterrichtet werden. Das ganze Volk scheint jetzt begierig zu sein, das Evangelium zu hören, man kann es ohne große Bewegung nicht ansehen. Wären Sie hier und in einer Hottentotten-Versammlung zugegen, und sähen ihre Aufmerksamkeit und hörten ihren schönen Gesang, Sie würden darüber erstaunen, und bekennen, daß das Gottes Werk allein sei. Im Juni wurden hier 13 Erwachsene und ein Kind getauft. Einige verstehen es noch nicht, Worte zu finden, um über göttliche Dinge sich auszusprechen, aber viel Worte sind auch nicht nöthig, um die Aufrichtigkeit ihrer Herzen zu zeigen, und ihr Wandel redet lauter als alle Worte; andere indeß, und zwar die meisten wissen sehr wohl ihren Herzenszustand und die Bekümmerniß um ihre Seligkeit zu

beschreiben. Sie reden gewöhnlich von den beiden Wegen, von denen der eine zu Gott und in's ewige Leben, der andere zu Tod und Verdammniß führt. Das theuer werthe Wort, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, ertönt laut in den Herzen vieler Hunderte in diesem Lande, und seine Wirkung verbreitet sich immer weiter in's Innere. Wir hoffen, daß der gute Same, der ausgestreut worden ist, aufgehen wird und reiche Früchte tragen, obwohl die Mächte der Finsterniß dem Lichte sich hier auf alle Weise entgegensetzen. Wir freuen uns indeß darüber, daß Gott von seinem Volke noch nicht geschieden ist, und so viele in Groß-Britanien hat, die ihn fürchten und lieben. — Die Bauern fangen jetzt an, etwas freundlicher gesinnt zu werden; während früher einige gedroht hatten, uns auszuhungern, kommen jetzt schon mehrere mit Getreide hieher; sie fangen an einzusehen, daß die Wirkungen des Evangeliums auf alle Weise segensreich sind, auch im Aeußern, und sie mögen schon lieber christliche, als heidnische Hottentotten in ihren Dienst nehmen." —

Die im Jahre 1796 erbauete Kirche entsprach schon längst nicht mehr dem Bedürfnisse. Die Brüder beschlossen daher, im gläubigen Aufsehen auf den Herrn aller Schatzkammern, den Bau einer neuen geräumigeren zu unternehmen. Sie erfuhren dabei wunderbare Durchhülfen ihres Gottes. Zuerst lenkte er, als im August 1798 Marsveld und Kohrhammer in der Capstadt waren, das Herz des Gouverneurs, der nicht allein die Erlaubniß zu dem Neubau auf das Bereitwilligste ertheilte, sondern auch dazu das nöthige Bauholz aus den Wäldern der Regierung schenkte. Am 8. Januar 1799 wurde der Grundstein gelegt. Gesänge, Reden und Gebete wechselten bei der Feier ab. Zuletzt wurde eine in holländischer und deutscher Sprache verfaßte Denkschrift laut verlesen und darauf in den Grund-

stein gelegt.*) Gerade ein Jahr verging, ehe der Bau vollendet wurde. Es war ein stattliches Gebäude, das an 1500 Zuhörer fassen konnte. Am 8. Januar 1800 fand die Einweihungsfeierlichkeit statt, zu der sich auch mehrere Bauern eingefunden hatten. Nur ein Gemeindeglied vermißten die Brüder ungern in der Versammlung. Die alte Lena war wenige Tage zuvor (2. Januar) in Frieden aus dieser Welt gegangen. Ihr Lebensabend war durch die Ankunft der Brüder versüßt, und ihr Herz und Mund floß über von dem Lobe Gottes, der sie noch so Herrliches hatte erleben lassen. In den beiden letzten Jahren war sie nicht mehr zur Kirche gekommen, in ihren körperlichen Leiden bewies sie sich als eine gläubige Jüngerin des Herrn. Sie erhielt zahlreiche Besuche, auch von Fremden, denn ihr Name

---

*) Die Denkschrift lautet: „Im Namen der allerheiligsten und hochgelobten Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Im Jahre 1799 nach der gnadenreichen, heiligen Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und am 8. Januar dieses Jahres ist der Grundstein der Kirche, welche der Mission der protestantischen bischöflichen Kirche der Unitas Fratrum zu Baviaanskloof gehört, feierlich am Süd-West-Ende des Gebäudes gelegt worden; welche unter der Verwaltung und mit Genehmigung Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Macartney, Sr. Majestät Georgs III., Königs von Großbritannien bestellten Gouverneurs dieser Colonie, errichtet worden; nachdem eine gnädige Erlaubniß dazu den Missionaren der gedachten Kirche bewilligt worden, die hier in den Jahren 1792 und 1798 angekommen waren, und mit Bewilligung Ihrer Hochmögenden der Staaten von Holland die Mission erneuert hatten, welche im Jahre 1737 von dem ersten Missionar G. Schmidt begonnen worden war. Die Hottentottenversammlung, welche sich hier befand, als der Grundstein gelegt wurde, bestand aus 114 getauften Erwachsenen, 35 getauften Kindern, 51 Taufkandidaten, 100 männlichen und 200 weiblichen Katechumenen, 250 Schulkindern; dazu kamen 5 Europäer, zusammen 755 Personen; 36 der Getauften sind Abendmahlsgenossen." —

war weit und breit gekannt. Dann versäumte sie nicht, den Anwesenden ihren Glauben an den Herrn Jesum und ihre Liebe zu ihm so kindlich und innig zu bekennen, daß man ihr nicht ohne Erbauung zuhören konnte. Und in diesem seligen Glauben ist sie sanft entschlafen. —

Auf Veranlassung der Unitäts-Aeltesten-Conferenz reiste Missionar Schwinn im Januar 1799 nach Europa. Er sollte der Gemeinde mündlich über die Hottentottenmission Auskunft geben, da die schriftlichen Berichte doch nicht so umfassend und eingehend sein konnten, als es wünschenswerth schien. Bis zum Ende des Jahres blieb er in Europa. Die Gemeinde hielt es für nöthig, der südafrikanischen Mission einen besonderen Vorsteher zu geben. Ein solcher fand sich in Christian Ludwig Rose, der schon ein ähnliches Amt bei der Brüdermission in Labrador mit Segen verwaltet hatte. Schwinn fand während seines Besuches eine Gattin, und zwei ledige Schwestern reisten mit, um Marsveld's und Kühnel's Lebensgefährtinnen zu werden. Wohlbehalten kamen die Reisenden im Mai 1800 am Kap an. Die Hottentottengemeinde bereitete ihnen einen freundlichen und herzlichen Empfang. Die fünf Ehepaare, welche jetzt in Baviaanskloof das Werk des Herrn trieben, ergänzten einander auf gar liebliche Weise. Den Segen ihrer Gemeinschaft fühlten sie besonders in der Zeit, in welcher ein epidemisches Gallenfieber die Gemeinde heimsuchte. Nur wenige Bewohner blieben von der Krankheit verschont. Den ganzen Tag standen die Brüder an den Betten der Kranken, denen sie leibliche und geistliche Hülfe reichten. Ihre Arzneien bewiesen an manchen guten Erfolg; ein auf mehrere Tage anwesender Arzt aus der Capstadt billigte die angewandten Mittel und gab den Missionaren Rathschläge zu weiterer angemessener Behandlung. Tröstlich war es ihnen, in dieser Zeit der Trübsal Zeugen von der Kraft des Wortes

Gottes an den Herzen der Lebenden und Sterbenden sein zu dürfen. Als im Anfang des Jahres 1801 die Krankheit wich, zählte man auf dem Gottesacker 59 frische Grabhügel. An manchen derselben konnten die Brüder mit der gewissen Hoffnung stehen, daß die Entschlafenen im Frieden des Herrn diese Welt verlassen hatten. Nach dieser Zeit der Heimsuchung entstand ein frisches Leben in der Gemeinde. Die Epidemie war eine gewaltige Bußpredigerin gewesen, und in den Herzen der Geängsteten ward die Frage laut: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Das Missionshaus war selten leer von Besuchern, die in ihrer Bekümmerniß Trost aus dem Worte Gottes suchten und Rath begehrten, den Weg des Lebens zu gehen. Die Glieder der Gemeinde, die Abendmahlsgenossen, Getauften und Taufkandidaten vereinigten sich an den Sonntagabenden zu gemeinsamen Andachten, welche sie gewöhnlich in stiller Einsamkeit auf dem Felde hielten. Sie sprachen dann mit einander über den Zustand ihrer Herzen, wiederholten das in den kirchlichen Gottesdiensten und sonstigen Versammlungen Gehörte, sangen und beteten mit einander. Einer der Missionare begegnete einmal einer Anzahl von Taufkandidaten, die gerade im Begriffe waren, ihrem stillen Versammlungsorte zuzuziehen. Der Missionar fragte sie, wohin sie wollten. Sie antworteten: „Wir gehen nur so für uns allein." — Der Missionar fragte weiter, warum sie das thäten. — Antw.: „Weil wir uns gern so zusammen halten." — Miss.: „Was macht ihr denn da beisammen?" — Antw.: „Wir reden von dem bittern Leiden und Sterben unseres lieben Heilandes, und was Er aus Liebe für uns gethan hat." — Miss.: „Wovon sprachet ihr gerade jetzt, da ich zu euch kam?" — Antw.: „Von dem großen Fest am 13. August." — Miss.: „Was habt ihr davon gesprochen?" — Antw.: „Daß wir dem lieben Gott für die große Gnade,

uns Sein Wort bekannt gemacht zu haben, billig ohne Aufhören danken sollten, daß wir aber leider noch sehr undankbar und ungehorsam sind. Wenn wir an die Zeit zurückdenken, da wir ohne Lehrer und ohne Gottes Wort waren, und wir sehen uns jetzt an, so erstaunen wir und denken: wir sind es nicht werth, was an uns Armen geschieht. Doch hoffen und glauben wir, der Heiland werde sich unser ferner erbarmen und uns gnädig sein, wie dem Zöllner, von dem wir erst heute im Sontags-Evangelio gehört haben." —

Neben erfreulichen Erfahrungen fehlte es den Brüdern nicht an Schmerz. Die Gnade trieb sichtlich ihr Werk in der Gemeinde, aber daneben auch die Sünde und Finsterniß. Die dem Hottentotten zur Natur gewordene Trägheit und Stumpfheit machte den Missionaren viele Noth, und als um diese Zeit in der Nähe der Missionscolonie ein Militärposten errichtet wurde, erfuhren sie, wie leicht die Hottentotten auf den Weg des Verderbens irren konnten. Zwar wurden die Soldaten in strengster Zucht gehalten, aber doch gelang es ihnen, eine böse Saat in die Gemeinde zu streuen. Einige noch ungetaufte Hottentottenmädchen ließen sich verführen; die Missionare mußten sie aus dem Orte weisen. Sie thaten es mit vieler Betrübniß, denn die Gefallenen hatten vorher die schönsten Hoffnungen gegeben. Andere Gemeindeglieder ließen sich von den Soldaten zum übermäßigen Genuß des Branntweins verleiten. Dem einreißenden Unwesen mußte mit größtem Nachdruck begegnet werden. Die Missionare schärften auf's Neue das von ihnen schon früher gegebene Gesetz ein, daß in Baviaanskloof Wein und Branntwein weder gekauft noch verkauft werden dürfe; wer sich darin nicht fügen könne und wolle, müsse den Ort verlassen. Sie hatten seitdem keine Veranlassung, über derartige Ausschweifungen zu klagen.

Im Jahre 1802 brachte der Friede zu Amiens das Capland wieder in den Besitz der Holländer.

Von dem Wechsel der weltlichen Gewalten blieb die Missionsstation jedoch fast ganz unberührt. Das christliche Leben der Gemeinde entwickelte sich auf's lieblichste; und die Bekenntnisse, welche einzelne Hottentotten ablegten, zeugten von der Arbeit des heiligen Geistes an den Herzen. Ein Bericht der Missionare aus dieser Zeit führt diese Zustände vor. „Unsere Brüder und Schwestern können sich gar keine Vorstellung machen von unserer Freude, wenn Briefe und andere Sachen von Haus bei uns ankommen, und welche Munterkeit unter uns herrscht, wenn wir ihre Briefe glücklich erhalten. Es ist ein Labsal für Seele und Körper, und stärkt unsern Glauben und Muth im Dienste des Herrn, in einem Lande und unter einem Volk, das über die Maßen verderbt ist. Da wir zugleich unsere eigene Schwäche kennen, so werden wir durch ihre Liebe und Gebet aufgemuntert, mit Treue und Munterkeit des Herzens fortzufahren, arme Sünder zu Jesu Christo, unserm Heiland, als der einzigen Quelle des Lebens und des Heils, hinzuführen. In der That wir betrachten das Gebet unserer Brüder und Schwestern in und außerhalb der Brüdergemeinde als unsere Hauptstütze in unserm gegenwärtigen Beruf. Da die meisten Briefe, die wir empfingen, Grüße an die Hottentottengemeinde enthielten, so richteten wir dieselben in den Versammlungen der Getauften und Taufkandidaten aus; und es wurde wieder von uns verlangt, unsern Brüdern in ihren Namen für ihr liebevolles Andenken vor dem Herrn zu danken.

Im Anfang des Juni 1802 sprachen wir mit allen unseren Taufkandidaten besonders. Einer derselben, nachdem er ohne Rückhalt von seinem vorherigen sündlichen Lebensgang mit uns gesprochen hatte, setzte hinzu: Ehe wir

das Wort Gottes hörten, lebten wir wie vernunftlose Thiere, in Sünden und Lastern, und dachten wenig oder niemals an Gott; und selbst jetzt, nachdem uns das Evangelium gebracht worden ist, und die große Liebe unseres Heilandes gegen uns uns täglich beschrieben wird, müssen wir uns schämen, daß wir immer noch seinem Worte so ungehorsam sind. — Ein Anderer sagte: Ich bin eine elende Kreatur! In meiner Jugend wuchs ich in allerlei schlechten Dingen auf, und machte so fort bis in mein Alter. Wie kann ich unserm Heiland genug danken, daß er mir dennoch Gnade erzeigt! Ich bitte Ihn, mich von allen Sünden mit seinem kostbaren Blut zu reinigen, denn er hat es auch für mich vergossen. — Ein Dritter drückte sich also aus: Ich habe ehemals das Wort Gottes gehört, aber es hat dennoch keinen besondern Eindruck auf mein Herz gemacht. Aber seitdem ich unter die Klasse der Taufkandidaten aufgenommen worden bin, habe ich mehr von der Liebe Jesu in meinem Herzen empfunden; und es ist jetzt mein ernstlichster Wunsch, daß er Erbarmen mit mir haben, und mich mit dem kostbaren Blut, das auch für mich aus seinen Wunden floß, abwaschen möge. — Andreas Jange sagte: „Ich bin ein armer Sünder, und viele schlechte Gedanken kommen täglich in meine Seele. Aber so oft sie in meinem Herzen aufsteigen, und ich mich zu unserm Heiland wende, und Ihn bitte, mich zu bewahren, so hat er Mitleiden mit mir, und giebt mir wieder ein Gefühl seiner Liebe, das mein Herz vom Bösen frei macht. — Ein Weib drückte sich also aus: Unser Erlöser hat große Geduld mit mir armen Sünderin; denn ich bin ihm nicht so ergeben, wie ich es sein sollte, und zeige zu oft einen abtrünnigen Sinn. Dem ungeachtet hat er mir ein ernstliches Verlangen geschenkt, sein zu sein, und ihm allein zu leben, der so vieles für mich gelitten hat. O wie verlange ich, von meinen Sünden in

seinem Blut abgewaschen zu werden und die heilige Taufe zu empfangen. — Ein anderer sagte mit viel Betrübniß: Ich bin schon mehrere Jahre ein Taufkandidat gewesen, aber da ich nicht mein ganzes Herz dem Heiland hingegeben, sondern noch immer eine geheime Liebe zur Sünde in meinem Herzen habe, so ist mir auch noch nicht die Gnade zu Theil geworden, getauft zu werden. — Eine andere von den Taufkandidatinnen antwortete auf die Frage, wie sie mit dem Heilande stehe: Mein Erlöser lag um meinetwillen am Oelberg im Staube; er ließ sich eine Dornenkrone auf sein Haupt setzen, seine Hände und Füße mit Nägeln durchbohren, und zuletzt ward er wie ein Lamm geschlachtet, und alles dieses hat er für mich gethan, damit ich von meinen Sünden erlöst werden möchte. Dies ist mein einziger Trost und der Gegenstand meiner Betrachtung. — Eine Frau, welche mit ihrem Manne zur Zeit der Theurung uns verlassen hatte, und nachher bei einer Pachters-Familie diente, von welcher sie wieder zu uns zurückkehrte, wurde gefragt, ob sie ernsthaft über den Zustand ihrer Seele nachgedacht habe. Sie antwortete: Ja, ich dachte zu der Zeit, daß mein Zustand verzweiflungsvoll sei, und ich verloren gehen müsse. Aber unser Heiland hat mir viele Sünden vergeben, und mir seinen heiligen Geist geschenkt, der mich stets erinnert, daß ich jeden Tag als eine arme Bettlerin zu dem Herrn Jesu gehe; und da ich meinem Körper nach ein armer Krüppel bin, so muß ich ganz nach Seele und Leib von ihm abhangen. Es liegt mir an, Alles, was ich in seinem kostbaren Wort von seiner Liebe gegen die Menschenkinder höre, als eine Wahrheit, die auch mich angeht, zu erfahren. Diese arme Frau hatte das Unglück, vor einigen Jahren von einer giftigen Schlange gebissen zu werden; die Folge davon war, daß sie alle ihre Finger und Zehen verlor und am ganzen Körper contrakt wurde. — Ein

anderes Weib, das sich schon lange vom Herrn und seinem Volk verlaufen hatte, kam in diesen Tagen zu uns und klagte über ihre Untreue. Sie sagte: Der Koth unter meinen Füßen ist reiner, als ich bin. O helft mir zu unserm Heiland beten, daß er mich von meinen Sünden befreien und reinigen möge. Denn in diesem Zustand muß ich für immer verloren gehen. Ich fühle eine große Verdammung in mir, daß ich das Wort Gottes so oft gehört habe, und bis jetzt demselben nie gehorsam gewesen bin. — Wir sprachen ernstlich und freundlich mit diesem armen verirrten Schafe, und erinnerten sie an das, was unser Herr gethan habe, um ihre Seele zu retten; und ermunterten sie, sich ihm ganz zu ergeben, und durch den Beistand seines heiligen Geistes ihm gehorsam zu werden. — Im Monat Juni sprachen wir vor dem h. Abendmahl mit unseren Communicanten, und manche ihrer Erklärungen machten uns viel Vergnügen. Eine Schwester sagte: Meine letzte Reise in die Capstadt war mir von großem Nutzen. Unser Heiland hat mich jetzt durch seinen Geist überzeugt, daß mein heftiges Verlangen, nach dem Cap zu gehen, um meinen Mann, der dort in Garnison liegt, zu besuchen, meiner Seele nichts Gutes bringt. Ich habe meinen Mann mehr geliebt und ihm mehr vertraut, als Gott, meinem Heiland; und dies soll nicht sein. Denn ich sollte den, der sein Leben für mich gegeben hat, mehr als alles in der Welt lieben, und mein ganzes Vertrauen auf ihn setzen. Ich sollte seine Verheißungen, und was ich von ihm gehört habe, betrachten, daß er mich niemals verlassen noch versäumen werde. Aber wenn ich ein solches Verlangen fühle, im Lande auf und nieder zu laufen, wird meine Liebe und mein Vertrauen zu unserm Erlöser schwach und kalt; und wenn ich zurückkomme, fühle ich ein leeres Herz, welches das Gute verloren hat, das Gottes Geist in mir wirkte. — Eine Andere sagte:

Der Ungehorsam gegen unsern Heiland ist meine größte Sünde. Ach! warum kann ich nicht gehorsam sein, da mein Herr Jesus für mich selbst bis zum Tode am Kreuze gehorsam wurde. Ach, betet für mich, daß er mir helfe, diesen Segen zu besitzen. Sie sprach dieses unter vielen Thränen. — Eine von den Communicantinnen erzählte, daß eine Zwistigkeit zwischen ihr und ihrem Manne gewesen sei; aber sie setzte hinzu: Unser Heiland hat uns die Gnade geschenkt, wieder Freunde zu werden. Wir gestanden einander unsere Sünden, knieeten nieder und baten ihn, alle Feindschaft und Bitterkeit von uns zu nehmen. Er erhörte unser Gebet, und nun leben wir in Frieden. Dies hat mir neuen Muth gemacht, fest auf Ihn zu vertrauen. — Eine Communicantinn wurde wenige Tage nach der Communion zu der Frau eines Missionars gerufen und sagte: Ich bin nicht im Stande, Worte zu finden, um die Gnade zu beschreiben, die mir bei dieser Gelegenheit zu Theil wurde. Was ich während des heil. Abendmahls fühlte, und was mein Herz genoß, das muß ich mit mir in die Ewigkeit nehmen; denn es ist nicht möglich, davon hier zu sprechen. Ich dachte: O mein Gott, ist es möglich, daß so eine elende Kreatur solche Segnungen genießen darf! Als ich ein Kind war, hörte ich oft alte Leute seufzen und sagen: O daß uns doch Gott wieder Lehrer senden möchte, uns zu unterrichten! Und jetzt hat er ihr Gebet erhört. Gott hat uns Lehrer gesandt, und wir sind nicht werth all' der Barmherzigkeit, die er uns erzeigt hat. — Bei dem heil. Abendmahl am 17. Juli nahmen zween unserer Hottentotten das erstemal daran Theil. Ein anderer durfte das letztemal vor seiner Confirmation dabei zusehen. Als ihm diese Erlaubniß angesagt ward, brach er in Dank und Lob gegen unsern Heiland aus, und erklärte, er habe ein Vorgefühl, daß er bald an dieser Gnade Antheil nehmen dürfe. Er ward gefragt,

ob er auf die Stimme des heiligen Geistes fleißig aufmerke? Er antwortete: Ach, ich habe oft bemerkt, daß mir manches dazwischen gekommen ist, und mich von dem Gehorsam, den ich seiner Stimme schuldig bin, abgehalten hat; und meine Seele wurde bisweilen verführt, den rechten Pfad zu verlassen; aber dennoch weiß ich, mein Herr hat mich nicht verlassen, und wenn ich ihn um Vergebung anrufe, so läßt er mich seinen Frieden fühlen. Ich werde nimmermehr vergessen, was ich letztes Jahr erfahren habe, als ich und mein Weib so gefährlich krank waren. Ich hatte eine Versicherung, die meinem Glauben gegeben worden war, daß ich nicht sterben werde. Weil ich davon überzeugt war, hielt ich es für unnöthig, Arznei zu nehmen. Als am folgenden Tag ein Missionar mit dem Doctor Temple mich besuchte, sagte letzterer: Diesem armen Hottentotten sitzt der Tod schon auf den Lippen. Ich dachte bei mir selbst: Nein, gewiß, mein Herr hat mir etwas anderes gesagt. Ich verlasse mich auf ihn, und die Ueberzeugung hat er mir gegeben. Und jetzt seid ihr, meine theuren Lehrer, Zeugen, daß sein Wort Wahrheit ist. Dadurch wurde mein Vertrauen sehr gestärkt, und ich glaube, daß er mir Alles, um was ich ihn bitte, geben wird. — Wir konnten uns über diesen Mann sehr freuen, weil er diese Geständnisse mit Thränen in den Augen ablegte, und wir baten den Herrn, ihn in diesem Glauben und Vertrauen zu ihm zu erhalten. In diesen Tagen besuchten wir ein armes Hottentottenweib, welche getauft worden war, aber nicht lange hernach wieder in sündliche Handlungen fiel, und kürzlich nicht nur taub und an einem Auge blind wurde, sondern auch den Gebrauch ihrer linken Seite durch einen Schlagfluß verlor. Als der Missionar und seine Frau in ihr Haus hineintraten, rief sie aus: Ach, meine theuren Lehrer, könnt ihr eine so elende Person, wie ich bin, besuchen. Ich bin einer so großen

Liebe nicht werth. Gott hat mich für meine Sünden gestraft. Ich bin ganz taub, kann nur mit einem Auge sehen, und muß auf dem Boden liegen, und mich wie ein Wurm winden. Wenn ihr selbst trostvoll mit mir sprechen wolltet, so kann ich eure Worte nicht hören, denn ich bin ihrer nicht mehr würdig. O habt Mitleiden mit meinem Elend, und bittet für mich zu unserm Erlöser, daß Er mich dennoch in Gnaden ansehen möge. Vorher hätte ich an einem Stecken zu euch kriechen und euch um Verzeihung bitten können, aber jetzt bin ich nicht im Stand, es zu thun. Ich kann nicht hören, ich kann nicht gehen; ich kann kaum noch etwas sehen. — Ihre Klagen und Bekenntnisse bewegten uns zu großem Mitleiden, und wir bedauerten die Unmöglichkeit, ein Wort des Trostes zu ihrer armen Seele reden zu können, wegen ihrer Taubheit. Desto brünstiger empfahlen wir sie daher im Gebet dem mitleidigen Herzen Jesu." —

Während der kurzen vierjährigen Dauer der holländischen Regierung am Cap fanden die Brüder an dem Gouverneur Janssens und dem General-Commissair De Mist warme Freunde und Beschützer. Der Letztere machte im Jahre 1803 eine Reise durch die Colonie, auf welcher er auch Baviaanskloof besuchte. Einer seiner Begleiter, Dr. H. Lichtenstein, später Professor an der Universität zu Berlin, hat dieselbe ausführlich beschrieben. Die Schilderung eines Mannes, der sonst keineswegs ein Freund der Mission ist, und dessen hartes und schonungsloses Urtheil über ihre Bestrebungen so vielen Anlaß zu Klagen gegeben hat, soll doch auch hier im Auszuge eine Stelle finden. Sie giebt uns die Darstellung der äußeren Zustände der Missionscolonie. „Von der Höhe übersahen wir einen Theil des Riviers Zonder End, und weiter nach Süden die Gegend, durch welche die vielbesuchte Straße von der Kapstadt nach Zwellendam führt. Gegen Abend kamen wir von dem

Berge herab, und der Weg ging nun eine Zeitlang hart an dem Ufer des endlosen Flusses hin. Hier begegneten uns zwei ehrbare, nach Landessitte in kurze Wämser gekleidete Männer, die sich bald als Mitglieder der kleinen Brüdergemeinde in Baviaanskloof zu erkennen gaben, und von des General-Commissairs Ankunft benachrichtigt zu seinem Empfang ihm bis hierher entgegen geritten waren.... Zweihundert Häuser und Hütten mit daran stoßenden kleinen Gärten, in ordentliche Straßen vertheilt, geben diesem Ort vollkommen das Ansehen eines europäischen Dorfes, ein Anblick, der mich gleich wunderbar ergriff, und mich zum ersten Male recht lebhaft in das Vaterland zurückversetzte. Denn außer diesem Flecke giebt es in der That keinen andern in der ganzen Colonie, der einem deutschen Dorfe ähnlich sähe. — Die fünf Brüder nebst ihren Frauen empfingen uns vor der Thür des Hauses, in welchem sie sämmtlich wohnen. Einer von ihnen hielt eine kurze Bewillkommnungs-Rede, sodann stimmte ein Chor von etwa hundert Hottentotten, die in zwei Reihen, die Männer links, die Weiber rechts, an der Thür aufgestellt waren, einen Gesang an, der wirklich herzerhebend und schön zu nennen war. Zuerst sang der ganze Chor die einfache Melodie, in langsamer Bewegung, dreistimmig, dann wechselten bei den übrigen Strophen der männliche Chor mit dem weiblichen ab, und die Melodie ward nun zweistimmig gesungen, bis zum letzten Vers, den wieder der ganze Chor sang. Mir fiel dabei auf, daß unter allen Männerstimmen auch nicht ein einziges Barytonon, viel weniger ein Baß zu hören war. Das Organ der Hottentotten hatte etwas Rauhes, das ihre Stimmen zum Singen wenig geschickt macht, indessen beruhte eben auf dessen gedämpften Ton ihres nie überschrieenen Tenors die eigenthümliche, in der That überraschende Wirkung des ganzen Chors. Bei den Wechsel-

chören trugen es die Weiberstimmen, sowohl an Reinheit der Intonation, als an Fülle der Unterstimmen, über die Männer davon; allein die volle Wirkung trat doch erst hervor, wenn die Männerstimmen hinzukamen. — Die Hottentotten haben viel Sinn für Musik und fühlen bald den Wohlklang unserer Intervalle, doch hätte ich bisher nie geglaubt, daß sich mit diesen dünnen, oft schneidenden Weiber- und diesen heisern Männerstimmen ein solches Ganze hervorbringen ließe. — Nachdem wir in das Haus eingetreten waren und ein wenig geruht hatten, wurden wir an die wohlbesetzte Tafel geführt, die die Frauen, jede in ihrem Fache, anrichteten. Sodann ward statt des Gebetes von den fünf Ehepaaren wieder der Vers eines Gesanges vierstimmig und langsam gesungen, und darauf mit heiterer Fröhlichkeit, die eben so weit von gesuchtem Ernst, als von Frivolität entfernt war, ein Tischgespräch begonnen und fortgesetzt, das mit jedem Augenblick mehr die rechtlichen Gesinnungen und das verständige Urtheil der braven Leute entfaltete, und uns bis spät in die Nacht in ihrer Mitte festhielt. — Am andern Morgen besahen wir die einzelnen Theile des Instituts, und zwar zuerst die Kirche, ein einfaches, massives Viereck von etwa 100 Fuß im Quadrat, an welchem jedoch äußerlich der etwas zu scharf zugespitzte Giebel und das zu steile Dach nicht gefallen, wodurch man dem Gebäude eine anständige Höhe hat geben wollen. Innen stehen zwei Reihen Bänke und ein einfacher Predigtstuhl, alles so wie die Wände, die Pfeiler, Thüren und die Emporkirche von der größten Einfachheit, aber derb, in guten Verhältnissen und reinlich gearbeitet. Das Gebälke ist Alles von Gelbholz, dessen angenehme Farbe und Politur dem Gebäude ein sehr sauberes Ansehen giebt. Das englische Gouvernement verstattete damals den Brüdern, dies Holz in den Waldungen der Compagnie unentgeltlich fällen zu

lassen. — Zur Seite der Kirche ist der Garten, in dessen Mitte noch der alte kräftige Birnbaum vorragt, den Vater Schmidt vor mehr als 50 Jahren hier pflanzte. Unter seinem Schatten sind Bänke angebracht, es ist das Lieblingsplätzchen der Brüder. Der ganze Garten ist 200 Schritt lang und 150 breit, mit Gartengewächsen und Gemüsen aller Art reichlich bewachsen, und von Wasserleitungen nach allen Richtungen hin durchschnitten. Bruder Schwinn, ein kundiger Gärtner, führt darüber die Aufsicht. Gleich dahinter ist der Kirchhof, ganz so eingerichtet, wie in den deutschen Brüdergemeinden; ein reinlicher Weg läuft durch die Mitte, rechts liegen die Männer, links die Weiber. Die Gräber folgen in regelmäßigen Reihen, und werden sorgfältig unterhalten, über jedem steht ein kreuzförmiges Brettchen mit dem Namen und Todestag des Entschlafenen. Die Gräber von zwei Kindern der Brüder hatten Leichensteine, und die von getauften Hottentotten waren auszeichnend bemerkt. — Das Hauptgebäude, worin die Brüder sich versammeln, enthält, außer dem Speisesaal und einigen Wirthschaftsstuben, die Zimmer für zwei Ehepaare. Die drei andern wohnen in kleineren Nebengebäuden. So ist ein eigenes Haus da für die Messerfabrik, die unter Kühnels Aufsicht steht, und schon anfängt, ganz einträglich zu werden. Er beschäftigt darin vier Hottentotten, die zuerst als Lehrlinge umsonst dienen, dann ein Tagelohn bekommen und endlich, wenn sie geschickt genug sind, stückweise bezahlt werden. Die Messer sind stark und sorgfältig gearbeitet und werden in der Capstadt gesucht, obgleich ihr Preis etwas hoch ist. Für ein Taschenmesser bezahlt man einen bis anderthalb Thaler. Kühnel klagte besonders über den Abgang der Werkzeuge und die Schwierigkeit, ihn aus Europa zu ersetzen, und machte uns bemerkbar, wie er sich fast alle Geräthschaften selbst verfertigen müsse. — Marsveld ist

Müller, und hat sich eine Wassermühle nach europäischer Art gebaut, auf welcher er nicht nur das Korn für den Haushalt und die Hottentotten, sondern auch für manche der benachbarten Colonisten mahlt. —

Die Kirche mit ihren Umgebungen liegt im tiefsten Hintergrunde des Thals, zunächst am Fuße der Baviaansschlucht, aus welcher sich das Wasser zuweilen mit großem Ungestüm ergießt und das ganze Thal, besonders die in dem weitern und niedrigern Theil gelegenen Hottentotten-Wohnungen, zu überschwemmen droht. Deshalb hat das Bette des Stroms mit vieler Mühe und großen Kosten durch hohe Mauern eingeschlossen werden müssen, welche, so wie die darüber geführten Brücken, einen neuen Beweis von der Thätigkeit und Geschicklichkeit der Brüder geben. Man ist noch immer beschäftigt, diesen Canal weiter fortzuführen, um auch die Ländereien, die im Ausgange des Thals liegen, zu schützen, und als ich ihn zwei Jahre später zum letztenmale sah, hatte er schon die Länge von 600 Schritten erreicht. — Um aber das Verdienst dieser Männer ganz würdigen zu können, muß man sehen, wie sie mit den Hottentotten umgehen, mit welcher Würde und Sanftmuth sie sie unterrichten und bessern, und wie viel sie in so kurzer Zeit auf diese rohen Menschen gewirkt haben. Es ist wirklich zum Erstaunen, daß dies Alles ohne Zwangsmittel durch bloße Ermahnungen hat bewerkstelligt werden können. Sie kennen durchaus keine andere Strafe, als Ausschließung von dem Gottesdienste und Verbannung aus der Gemeinde und auch dazu schreiten sie selten und nur, wenn ein verderbtes Subjekt wiederholten Ermahnungen kein Gehör geben will. Die höchste Belohnung für Thätigkeit, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit ist Aufnahme in den Bund durch die Taufe. Auch damit sind sie so sparsam, daß jetzt kaum fünfzig von der ganzen

Zahl getauft sind.*) Den Ausgezeichnetsten unter diesen geben sie noch mehr Ansehen vor den übrigen, durch Ertheilung kleiner Kirchenämter, gleichsam als Aeltesten und Diakonen, und stellen sie so als Muster zur Nacheiferung dar. Ganz natürlich sind solche durch Fleiß, Sparsamkeit und Mäßigkeit denn auch die Wohlhabendsten geworden, und in ihren selbstgebauten Häusern sieht es mindestens nicht ärmer aus, als bei den grenzbewohnenden Colonisten. Sie gehen nach Bauernart in leinenen Wämsern und ledernen Beinkleidern und tragen Hüte; die Frauen in wollenen Röcken, baumwollenen Camisölern mit langen Aermeln und Hauben. Die niedrigere, rohere Classe kleidet sich zwar noch in Felle, doch wird durchaus auf Reinlichkeit gehalten und keine Nacktheit geduldet. — Eine jede der Hottentotten-Familien hat außer dem Garten hinter dem Hause, in welchem sie zur Anpflanzung von Gemüsen und Obstbäumen angewiesen werden, einen gewissen Antheil an den fruchtbaren Ländereien dieser Niederung, dessen Größe sich nach der Anzahl der Personen bestimmt, die davon ernährt werden sollen. Eine jede muß diesen Acker nach Anweisung der Väter selbst bestellen und erhält Vorschub an Ackergeräth und Saatkorn. Der Fleißige wird durch einen Zuwachs seines Gebietes belohnt; dem Nachlässigen ein Theil davon wiederum entzogen. Noch immer finden die Brüder nichts mehr zu beklagen, als die Neigung dieses Volkes zur Unthätigkeit, und ein ansehnlicher Theil der Lehrlinge gewinnt noch immer seinen dürftigen Unterhalt nur in den Diensten, die er gelegentlich den Colonisten der Gegend z. B. in der Erndte, beim Häuserbau oder als Viehhirte leistet. Die Frauen und Kinder bleiben dann zurück, zur Last der Gemeinde, und werden nur mit

*) Diese Angabe Dr. Lichtensteins ist nach unserer obigen Darstellung zu berichtigen.

Mühe dahin gebracht, sich bei den Brüdern und ihren reicheren Landsleuten durch kleine Gartenarbeiten einen geringen Lohn an Lebensmitteln zu verdienen. Die Getauften sind alle Bastarde, denn bei den reinen Hottentotten ist durch bloßes Zureden noch nicht so viel auszurichten, daß er von seiner trägen, sorglosen Sitte weiche. So wie alle Brüder-Gemeinden über der ganzen Erde zur selbigen Stunde, Abends und Morgens, in dem begeisternden Gefühle eines einträchtigen Einklangs aus weiter Ferne, die für jeden Tag im Jahr bestimmten heiligen Losungsworte sprechen, so beseelt sie alle auch nur ein früh gerichtetes Streben nach einem unverrückbaren Ziele. Hier wirkt nicht mehr der einzelne Mensch, sondern die vereinzelte Kraft vieler tausende, und die Frucht des Fleißes und der Sparsamkeit, das Gemeingut Aller, erhält und ernährt die entferntesten Zweige des Stammes. So hatte nach dem Zeugniß der Brüder diese kleine Stiftung, ungeachtet mancher Begünstigung von Seiten der Regierung, in den eilf Jahren schon mehr als 25000 Thaler an Zuschüssen aus Europa verbraucht, und die jährlichen Unkosten schienen sich eher zu vermehren, als zu vermindern. — Auf's Neue ward ihnen nunmehr von dem General-Commissair der Schutz der Regierung zugesichert; er ertheilte ihnen in manchen Angelegenheiten seinen freundlichen Rath und schenkte der Anstalt eine ansehnliche Summe von mehrern hundert Thalern aus der Kasse des Gouvernements. — Wir nahmen hier noch das Mittagsmahl ein und reisten dann unter den Segenswünschen der frommen Menschen, und abermals begleitet von zweien der Brüder, weiter." —

Der General-Commissair hatte durch diesen Besuch die Brüder schätzen gelernt. Als wegen der Besorgniß vor einem Angriff der Engländer ein Hottentottenlager in der Nähe der Capstadt errichtet wurde, berief er den Missionar

Kohrhammer als Feldprediger dahin. Die warmen und kräftigen Zeugnisse von der Gnade des Herrn wirkten mächtig unter dem rohen und zum Theil verkommenen Volke. Die Wirkungen an dem Herzen der Einzelnen sind dem Herzenskündiger bekannt; aber ein sichtbarer Erfolg von Kohrhammer's Thätigkeit war, daß die herrschende Trunksucht merklich abnahm.

Bei einem Besuche Kohrhammer's kam der Gouverneur auf den Namen Baviaanskloof zu sprechen. Er meinte, die Brüder hätten doch, wie sonst bei ihnen üblich wäre, ihren Wohnort mit einem angemesseneren Namen bezeichnen sollen. Er schlug die Namen Gnadenthal und Neue Aue vor. Die Brüder nahmen den ersteren an, und der Gouverneur machte am 1. Januar 1806 bekannt, daß der Name Gnadenthal fortan in allen Verhandlungen gebraucht werden sollte. Und in der That, ein entsprechenderer Name hätte für den Ort nicht gefunden werden können: war es nicht die Gnade, die ihn hervorgerufen und erhalten hatte, war es nicht die Gnade, die an den Bewohnern ihr seligmachendes Werk trieb? Davon zeugen ja auch die Geständnisse und Bekenntnisse, die von den Lippen der Einzelnen kamen, und von denen ich einige mittheilen will. Ein Kaffer, Magaman, der sich in Gnadenthal niedergelassen hatte und bereits unter die Taufkandidaten aufgenommen war, sagte: „Wo soll ich Worte finden, meinen Dank gegen den Herrn auszusprechen? Zuerst muß ich ihnen erzählen, was Gott für mich gethan hat, von meiner Kindheit an. Als ich noch ganz klein war, redete mein Vater uns oft folgendermaßen an: Liebe Kinder, ich habe eine gewisse Ahnung, als ob in einiger Zeit gute Leute von weit her kommen würden, die uns sagen würden, daß nach unserm Leben unsere Seelen entweder an einen guten oder an einen schlimmen Ort kommen würden. Wenn ihr nun

einmal hören werdet, daß solche Leute gekommen sind, dann bleibt nicht hier sitzen, sondern geht hin und höret sie. — Als wir daher viele Jahre darauf von Baviaanskloof hörten, dachten wir an unsers Vaters Worte, und beschlossen, nicht zu ruhen, bis wir dort wären. Wir wußten nicht, wie wir es anfangen sollten, aber der Allmächtige hat uns hergeführt." — Daniel Koopman sagte: „Ich bin ein alter Mann; ich war schon alt, als die ersten Lehrer nach Baviaanskloof kamen, aber ich half ihnen bei ihrem Hausbau. Zu der Zeit sagten sie zu mir: Alter Daniel! ich weiß nicht, wie es uns hier gehen wird; unser gnädiger Gott weiß allein, welche Früchte die Predigt des Evangeliums hier bringen wird. Willst du dich nicht bekehren? — Ach, ich stehe noch immer auf demselben Fleck, als da sie mich zuerst sahen. Meine Frau hat es vor mir ergriffen; sie und sogar mein Kind sind Abendmahlsgenossen. Oft wollte ich hingehen und mit meinen Lehrern reden; aber wenn ich den halben Weg gegangen bin, dann denke ich, sie können unmöglich sich um ein so elendes Geschöpf bekümmern, und kehre wieder um. Aber ich finde, diese Furcht ist die ärgste Feindin meiner Seele, und betrügt mich. Ich bitte Sie, beten Sie für mich, daß ich selig werde und Gott sich meiner erbarme." — Als zwei Hottentotten auf die Feier des h. Abendmahles vorbereitet wurden, kam die Frau des einen zum Missionar und sagte: „Mit mir ist's vorbei; ich kann den Anblick meines Mannes nicht mehr ertragen, noch mit ihm sprechen." Der Missionar fragte sie nach der Ursache ihres Unwillens und sie erwiderte: „Da ich mein erstes Kind verlor, das ich lieber hatte, als Alles auf der Erde, war ich nicht halb so traurig, als nun, da ich sehe, daß mein Mann mir vorgekommen ist und zum Abendmahl vorbereitet wird." Der Missionar antwortete: „Du bist getauft, und hast bei diesem heiligen Sacrament

einen Bund mit Gott gemacht, daß du dem Teufel und allen seinen Werken entsagen wolltest, und nun willst du schon wieder dem Seelenmörder dienen. Neid ist das Werk des Teufels, aus Neid hat er unsere Eltern verführt; darum mußte Jesus leiden, daß er uns von den Folgen, welche des Teufels Neid hatte, erlösen wollte. Sag mir nun, willst du Jesu oder deinem Feinde angehören?" Die Frau hörte diesen Verweis unter Thränen an. Der Missionar rieth ihr darauf: „Geh jetzt nach Hause und rufe mit Inbrunst den Herrn Jesum an, daß er dich von dem Teufel und seinen Werken an deinem Herzen, dem Neid, befreien möge, und störe nicht durch deine ärgerlichen Reden das Werk des Heilandes und seines Geistes an dem Herzen deines Mannes." — Sie ging, aber schon am folgenden Tage kam sie wieder und sagte: „Als Sie gestern über unsers Herrn Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge und von dem Neide, den einige zeigten, predigten, da dachte ich, Sie meinten mich, und wollte eben aus der Kirche laufen; als ich aber nach Hause kam, sprach ich mit meinem Mann und sagte ihm, daß Sie meine innerste Seele mit Ihrer Rede durchbohrt hätten. Er sagte: das ist gut für dich, wenn die Kappe dir paßt, dann setze sie auf. Da fühlte ich mich überwunden und bat ihn mit vielen Thränen um Vergebung, und nun habe ich ihn wieder so lieb, wie ehemals, und bin gekommen, Ihnen das zu sagen." — Ein junger Hottentotte sagte: „Seit ich die Gnade empfing, ein Taufcandidat zu werden, fühle ich, daß ich viel schlechter bin als früher. Wo ich nur bin, da ist auch meine Feindin, die Sünde, und packt mich und jagt mich von einem bösen Gedanken in den andern. Manchmal denke ich, es giebt gar keine Rettung für mich. Wenn ich beten möchte, und dem Heiland meinen Jammer klagen, so steigt der Gedanke in mir auf: „Was kann mir das helfen!

Gott kann und will sich nicht um dich bekümmern, er hat wichtigere Dinge zu thun.“ —

Die Herrschaft der Holländer am Cap war nur von kurzer Dauer. Im Jahre 1806 wurde die Colonie, und nun bleibend bis heute, wieder englisches Besitzthum. Der neue Gouverneur, Lord Caledon, war gegen die Mission wohlgesinnt, und Gnadenthal fühlte keine Folgen von dem Wechsel der Regierungen. Unter dem wirksamen Schutze des Gouvernements konnten die Brüder ihre Thätigkeit über ihre Gemeinde ausdehnen, ja der Gouverneur selbst veranlaßte sie dazu.

Die Kunde von Gnadenthal nämlich war schon längst zu den entfernter wohnenden heidnischen Stämmen, zu den Kaffern und Buschmännern, gedrungen. Im September 1798 hatte eine Gesellschaft Kaffern, welche in der Capstadt gewesen waren, auf zwei Tage einen Besuch in der Hottentottengemeinde gemacht. Sie war auf das freundlichste aufgenommen und bewirthet worden. Als sie den Gottesdiensten und den übrigen erbaulichen Versammlungen beiwohnten, konnten sie sich nicht genug über das wundern, was sie hier sahen und hörten. Auf der Rückreise in ihr Vaterland erzählten sie unterweges so viel von der christlichen Gemeinde, daß dadurch viele veranlaßt wurden, bei den Brüdern sich niederzulassen. So kam eine Frau mit ihrer Familie, und als sie gefragt wurde, warum sie sich hier niederlassen wolle, antwortete sie: „Ich bin nach Baviaanskloof gekommen, weil ich weiß, daß es ein Zufluchtsort für arme bekümmerte Sünder ist; eine solche Sünderin bin ich, ich habe in Sünden gelebt und in der Zeit meines Lebens viel Schlechtes gethan; habe auch bei den Bauern, wo ich gearbeitet habe, nichts Anderes gesehen und gehört; nun aber bin ich der Sünde müde und suche Ruhe für mein Herz.“ — Der Ruf von der Missionscolonie war auch zu den Buschmän-

nern gedrungen. Als die englische Regierung mit ihnen Unterhandlungen anknüpfte, um den blutigen Zwisten zwischen ihnen und den Colonisten ein Ende zu machen, stellten sie als eine der Friedensbedingungen die Forderung auf, daß ihnen Lehrer gesendet werden möchten, welche ihnen Gottes Wort verkündigten, und zwar solche, wie in Baviaanskloof bei den Hottentotten wären. Die Regierung meldete diesen Wunsch den Brüdern, und als im Dezember 1799 Schwinn und Kühnel die Capstadt besuchten, drang der Gouverneur auf's Neue in sie, die Mission unter den Buschmännern zu beginnen. Vorderhand aber mußten sie das Verlangen abweisen, da alle Arbeitskräfte von der großen Gemeinde in Baviaanskloof in Anspruch genommen wurden. Eine von der Regierung vorgeschlagene vorläufige Besuchsreise in das Land der Buschmänner, zu welcher Schwinn ersehen wurde, unterblieb, weil der ihm zur Begleitung bestimmte Colonist sich nicht einfand. Erfolgreicher war die Aufforderung zu einer zweiten Niederlassung unter den Hottentotten, welche Lord Caledon zu Anfang des Jahres 1808 schriftlich und mündlich an die Missionare ergehen ließ. Die Regierung bot für dieselbe ein 8½ Meile nördlich von der Capstadt gelegenes Stück Land an, welches den Namen Groenekloof führte. Die Brüder gingen auf den Vorschlag ein und entsandten zunächst aus ihrer Mitte zwei, welche über die Gegend und ihre Bewohner nähere Erkundigungen an Ort und Stelle einziehen sollten. Sie fanden dort 6 bis 7 Wasserquellen, in deren Nähe 60 bis 70 Hottentotten ihre Hütten aufgeschlagen hatten. Als diesen die Frage vorgelegt wurde, ob sie wohl Missionare bei sich haben wollten, antworteten sie wie aus einem Munde: „Ja, wir bitten, daß sie kommen!“ Eine Frau sagte: „Ich habe auch eine Seele, für die ich sorgen muß,“ und ein alter Mann sprach: „Ich habe nun zwei Jahre

hier mit schlimmen Beinen gelegen, aber sobald hier eine Kirche erbaut ist, will ich mich hineinbringen lassen, daß ich Gottes Wort vernehme und höre, wie ich kann selig werden." — Die zurückkehrenden Brüder erzählten in Gnadenthal, was sie gesehen und gehört hatten, und im Mai 1808 ließen die Missionare Kohrhammer und Schmidt sich bleibend in Groenekloof nieder. Obgleich die hier wohnenden Heiden viel verkommener waren, als in Gnadenthal, und Lug, Trug und Diebstahl unter ihnen im Schwange gingen, so kamen sie doch zu der Predigt des Wortes, die unter ihnen die Frage nach der Seligkeit erweckte. So kam einmal ein Hottentott zu den Brüdern und sagte: „Wo ich gehe und stehe, kann ich den Gedanken nicht los werden, daß es nicht ganz recht mit mir steht. Wenn ich mit sechs oder sieben andern Leuten arbeite, und sie reden über Dinge, die ich früher gern hören mochte, so bin ich wie taub, ich kann es nicht mehr anhören, sondern muß in den Wald gehen und zu Gott um Gnade schreien, dann fühle ich mich etwas erleichtert." Die Missionare forderten ihn auf, so lange zu beten, bis er der Vergebung seiner Sünden gewiß sei. Eine Frau kam zu den Missionaren und sagte: „Ich schäme mich, vor meinen Lehrern zu erscheinen, denn ich glaube, es giebt keine Sünde in der Welt, die ich nicht begangen hätte von Jugend auf; aber ich kann nicht anders Ruhe finden. Ich komme zu Ihnen, um Lebensworte zu hören. O helfen Sie mir, daß ich nicht für ewig verloren gehe." Die Missionare bemerken freilich dazu: „So etwas von den Hottentotten zu hören, war zwar sehr erfreulich, aber wir hatten Erfahrung genug, um zu wissen, daß bei ihrem weichen, gefühligen Wesen dies oft nur leere Worte sind, auf die man sich nicht verlassen kann. Bis jetzt ist ihre Lebensweise mehr thierisch, als menschlich; aber wir warten auf des Herrn Stunde, und bitten, daß Er sie

gründlich bekehren wolle.“ Doch hatten die Brüder die Freude, auch aufrichtigere Seelen zu finden. Am 12. Juni konnte die erste Tauffeier auf der Station stattfinden, drei andere Heiden wurden als Taufkandidaten ausgesondert.

Die Brüder trieben das Werk in ähnlicher Weise, wie in Gnadenthal. Außer dem Unterrichte gingen sie den Hottentotten mit ihrem eigenen Beispiel in Garten und Feld voran. Gegen Ende des Jahres zählte das Dörfchen gegen 100 Einwohner, die ihre Hütten in zwei Reihen um die Wohnung der Missionare erbauten. Als sie zuerst von den neuangelegten Gärten ernten durften, brachten sie dankbar den Missionaren Geschenke an Melonen und anderen Früchten. Es ist rührend, mit welcher Liebe einige Heiden an ihren Lehrern hingen, die ihnen doch oft genug, und manchmal in nicht sanfter Weise, die Wahrheit sagten. Ein Hottentott, des Namens Saul, kam einmal zum Missionar und fragte, was ein Christ sei. Als ihm Bescheid gegeben war, erzählte er: „Ich bin viele Jahre bei Christen gewesen, aber keiner sagte mir je ein Wort vom Heiland. — Als ich einmal von Groenekloof nach Hause kam, sagte mein Herr zu mir: Willst du auch zu den Lehrern nach Groenekloof gehen? Ich antwortete: Ja, Baas! Er erwiederte: Und was willst du da lernen? Ich sagte: Gottes Wort, und wie ich kann selig werden. Gottes Wort? erwiederte der Herr, das will ich dir vorlesen, wenn du bei mir bleiben willst. Nein, Baas, sagte ich, das kann ich nicht glauben, denn ich bin bei dir und deinen Brüdern gewesen, bis ich alt geworden bin, und ich habe nie einen von euch zu Gott beten oder Sein Wort lesen gehört; und nun, da Lehrer zu uns gekommen sind, willst du damit anfangen; nein, Baas, das kann ich nicht glauben, und darum will ich mit meinem Weibe zu den Lehrern nach Groenekloof gehen.“ Und indem er sich an den Missionar wandte,

fügte Saul hinzu: „Ja, wo du bist, da will ich auch sein; wenn du in's Kaffernland gehst, will Saul auch hingehen; wenn du in dein eigenes Land gehst, so will ich meine Ochsen und Wagen verkaufen und dir folgen, und wenn du fragst: warum willst du das thun? so ist meine Antwort: weil du mir vom Heiland sagst, und das thut meinem Herzen gut." In beiden Gemeinden, Gnadenthal und Groenekloof, ging während der nächsten Jahre das Missionswerk ruhig und gesegnet voran. Aus weiter Ferne wurden die Gottesdienste besucht; auch die Negersklaven kamen mit den holländischen Colonisten, ihren Herren, von denen einige durch die Zeugnisse der Brüder für das Reich Gottes gewonnen wurden. Die Zahl der Besuchenden war namentlich in Gnadenthal manchmal so groß, daß die Kirche die Menge nicht fassen konnte und Hunderte draußen stehen mußten. Durchschnittlich betrug der Zuwachs in Groenekloof jährlich 20 Personen, in Gnadenthal 60 bis 70, im Jahre 1814 sogar 133 Personen. Und was trieb die Leute? Höre die Antworten, welche auf die jedem Ankommenden vorgelegte Frage: „Was hat dich veranlaßt, hieher zu kommen?" gegeben wurden. Ein Mann erwiderte: „Ich bin gekommen, um Gottes Wort zu hören; denn die Zeit her bin ich wie ein Stück Wild gewesen, das im Freien herumläuft und nicht weiß, wohin es irren soll." — Ein anderer sagte: „Gott hat mich aus dem entfernten Unterlande hierher geführt. Dort hörte ich von Baviaanskloof, wie nämlich Lehrer für die Hottentotten über das Meer dahin gekommen wären, mit der Nachricht, es sei ein großer Mann vom Himmel gekommen, der uns, wenn wir sterben, an einen guten Ort bringen wolle, und nicht, wie man uns immer gesagt hat, in die schwarze Kloof. Nun dachte ich Tag und Nacht darüber, wie ich nach Baviaanskloof kommen könnte. Ich wußte keinen Weg, aber Gott hat mir zurecht

geholfen." — Eine Hottentottenfrau erwiderte: „Die Noth meines Herzens hat mich hierher getrieben. Eines Tages, als ich allein auf dem Felde war, überfiel mich eine ausnehmende Traurigkeit, ohne die Ursache davon zu wissen. Ich ließ die Arbeit liegen, faltete meine Hände und sah weinend und betend gen Himmel. Dabei kam es mir vor, als hörte ich jemand singen. Ich sah umher, aber es war niemand da. Dies erzählte ich meiner Tochter, die in Gnadenthal wohnte, und sie erwiderte mir: „Liebe Mutter, komme doch nach Gnadenthal, denn der Heiland rufet dir." — Eine andere Frau sagte: „Als ich noch ein kleines Kind war, rief unser Vater seine Kinder zusammen und redete sie also an: „Meine Kinder, was euer Vater sagt, ist Wahrheit. Ihr seid Hottentotten, und werdet von den Menschen verachtet; aber fahret nur fort, euch gut zu betragen, denn ich habe eine innere Gewißheit, daß Gott eines Tages unserer Nation aus einem entfernten Lande Lehrer senden werde. Ich bin alt und werde wahrscheinlich jenen Tag nicht sehen; aber ihr seid jung, und werdet mit euern Augen sehen, was ich euch jetzt gesagt habe. Sobald ihr also hören werdet, daß solche Leute in diesem Lande angekommen sind, so eilet zu ihnen, bleibt da, wo sie wohnen, seid ihnen gehorsam, das wird für euch gut sein." — Die Erfahrungen, welche die Brüder an den Gemeindegliedern meistens machen durften, waren ermunternd und erquickend. „Wir können den Heiland," schrieben sie zu Anfang des Jahres 1810, „nicht genug loben und preisen für die Gnade und Barmherzigkeit, die er an unserer armen Hottentottengemeinde beweist. Ihre Liebe, Einfalt und Kindlichkeit ist uns zur Erbauung, und es ist eine wahre Freude und Herzensstärkung, in ihren Gesellschaften zu sein und zu hören, wie ihr Herz und Mund vom Lob und Dank übergeht für das, was der Heiland an ihnen

gethan hat.“ Aber nicht blos in ihren engeren Gemeinschaften freuten sich die Hottentotten ihres Herrn und Heilandes, sie bekannten selbst den ungläubigen Bauern die Wahrheit; und der Herr legte darauf seinen Segen. Davon folgende Geschichte. Der Hottentotte Philipp stand bei einem Bauern in Dienst. Sein Arbeitgeber kam zu ihm und sprach von der wunderbaren Veränderung, die in Gnadenthal mit den Hottentotten vorgegangen sei. „Ich bin nicht wenig erstaunt,“ sagte er, „wie die elenden, dem Trunk ergebenen Hottentotten, wenn sie nach Gnadenthal kommen und das Wort Gottes hören, in der That Gnade und Erbarmen erlangen und ganz andere Leute werden. Ich bin ein geborner Christ, bin von Jugend auf in der christlichen Religion unterrichtet worden; ich besitze eine Bibel und lese fleißig darin, und doch finde ich, daß mir das Alles fehlt.“ Philipp erwiderte ihm, er könne zwar selbst nicht lesen, aber das Gehörte bewahre er in seinem Gedächtnisse. Dann erzählte er das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge, und wendete es in einfacher, aber überzeugender Weise auf die holländischen Colonisten und Hottentotten an. Der Bauer, welchem diese Deutung ganz neu war, hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. „Ich habe dieses Gleichniß nie so verstanden, wie ich es jetzt erklären höre,“ meinte er. Als Philipp nun weiter fragte, wie oft er zum heiligen Abendmahl gegangen sei, erwiderte er: „Nur einmal in meinem Leben, denn ich fühle mich desselben unwerth.“ — „Mein Baas,“ entgegnete der Hottentott, „erlaube mir, dir einen Rath zu geben. Suche Jesum als deinen Heiland kennen zu lernen; gieb Ihm dein Herz hin, und gehe nächstens zum Tisch des Herrn; denn da empfangen wir himmlische Nahrung für unsere Seele und zur Stärkung unsers schwachen Glaubens; im Brod und Wein genießen wir geistlich Seinen für uns gegebenen Leib und Sein zur

Vergebung unserer Sünden vergossenes Blut." Das Wort machte auf den Bauer einen tiefen Eindruck. Er konnte es nicht vergessen. Er fühlte seine Wahrheit und folgte ihrer Stimme. Später hatte Philipp wegen Krankheit eine ihm aufgetragene Arbeit unvollendet liegen lassen müssen. Als er sich darüber bei seinem Herrn entschuldigte, erwiderte ihm dieser kein Wort. Philipp bat zum zweiten Male um Nachsicht; und darauf antwortete der Bauer: „Ich war gar nicht böse auf dich, Philipp; ich überlegte nur, was ich für dich thun sollte. Und jetzt gebe ich dir zwölf Maaß Korn, gerade so viel, als ich dir hätte geben sollen, wenn du deine Arbeit vollbracht hättest; denn ich sehe dich als meinen Lehrer an, und bin dir vielen Dank schuldig für den Segen, den ich genossen habe, daher verdienst du viel mehr, als ich dir jetzt gebe." Darauf der Hottentott: „Mein Baas, so mußt du nicht zu mir sprechen; denn es möchte scheinen, als ob du dich nicht zu Gott, sondern zu mir bekehrt hättest, und mich so zu einem Gotte machtest. Wenn ich das denken müßte, würde ich in meiner geringen Hütte zu Gnadenthal bleiben und nie wieder hierher kommen. Willst du aber das Korn aus Barmherzigkeit einem armen Hottentotten geben, so will ich es mit vielem Dank annehmen und statt der vorigen eine andere Arbeit verrichten." — Andere Gemeindeglieder versetzten die Brüder in große Bekümmerniß. Gefiel es ihnen nicht mehr in den Gemeinden, so machten sie sich auf und davon. Bisweilen kehrten sie reumüthig zurück und baten um Vergebung. So bekannte ein Abtrünniger, der sich nach längerer Zeit wieder einfand: „O wie habe ich vor Gott und Menschen gesündigt! Ich hatte einst mein Herz dem Herrn hingegeben, hatte dem Teufel und allen seinen Werken entsagt, und war zu der Zeit aufrichtig. Aber ach, ich habe die Gnade Gottes mit Füßen getreten, habe Jesum und Sein Volk verlassen, und

bin viele Jahre in der Wüste irre gegangen. Ich bin darüber von ganzem Herzen betrübt, und danke unserm Heilande, daß Er mich wieder an diesen Ort gebracht hat, wie ein armes verirrtes Schaf. O wenn doch alle jungen Leute bedenken wollten, wie leicht es ist, auf Abwege zu gerathen, aber wie schwer, das wieder zu erlangen, was wir verloren haben.“ —

Das wichtigste äußere Ereigniß, was den stillen Gang der Gemeinden unterbrach, war der Bau eines Schulhauses in Gnadenthal. Im Jahre 1813 hatte sich in der Capstadt eine Bibel- und Schul-Commission gebildet, die ihre Zwecke durch milde Beiträge zu erreichen suchte. Auch die Hottentotten hatten dazu eine reichliche Beisteuer, fast über ihr Vermögen, eingesandt. Der englische Prediger Jones, ein Mitglied dieser Commission, veranlaßte darauf eine Sammlung für ein neu zu erbauendes Schulhaus in Gnadenthal. Am 15. Juli 1814 konnte darin zuerst unterrichtet werden, die Zahl der Schüler und Schülerinnen belief sich damals auf 245. Außer dem gewöhnlichen Unterrichte im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen wurden die Mädchen von den Frauen der Missionare im Nähen, selbst im Sticken unterwiesen, so daß sie sich von ihrer Hände Arbeit ernähren konnten. Eine große Ermunterung für die Leseschüler war ein Geschenk von 250 holländischen Neuen Testamenten, welches um diese Zeit von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft einlief. —

Verschiedene Umstände veranlaßten die Gemeinde in Europa im Jahre 1815, den damaligen Geschäftsführer der Missionsangelegenheiten in London, Christian Ignatius Latrobe, zu einer Visitation der südafrikanischen Brüdermission abzuordnen. Man wollte durch ihn einen Ort ermitteln lassen, der zur Anlegung einer dritten Missionsstation geeignet sei, da die beiden bereits bestehenden,

Gnadenthal und Groenekloof, durch die ununterbrochene Ansiedlung neuer Ankömmlinge mit Einwohnern überfüllt waren. Außerdem waren mit der Regierung über den Besitz und die Grenzen des der Mission überwiesenen Landes Verhandlungen zu führen. Latrobe fand bei den englischen Beamten die freundlichste Unterstützung; ein 14 Tagereisen von Gnadenthal entferntes Stück Land am Witte Rivier, das für eine Missionsniederlassung passend schien, wurde von der Regierung den Brüdern zugesichert; und es erhob sich in dieser Wildniß im Jahre 1818 der Missionsort Enon. Für den Fortschritt der Missionsarbeit war die von Latrobe eingerichtete Helferconferenz, welcher die Berathung der allgemeinen Missionsangelegenheiten oblag, von großem Segen. Die erste Sitzung dieser Conferenz eröffnete der Visitator am 3. Januar 1816 in Groenekloof. — Diese erste Visitation bildet einen Abschnitt in der südafrikanischen Brüdermission. Wir schließen unsere Darstellung mit dem Berichte, in welchem Latrobe die empfangenen Eindrücke von den beiden Stationen Gnadenthal und Groenekloof beschreibt.*) Die der Capstadt näher gelegene letztere Station wurde von ihm zuerst besucht. Er erzählt: „Den tiefen Eindruck, welchen mein Herz bekam, als ich bei unserer Ankunft daselbst den 30. Dezember 1815 einen Theil der Gemeinde uns entgegen kommen sah, und ihren Gesang zu unserer Bewillkommnung hörte, werde ich nie vergessen ... Sobald die Wagen

*) Latrobe hat eine ausführliche Reisebeschreibung in dem Werke: Journal of a Visit to South-Africa in 1815 and 1816 with some account of te missionary settlements of the United Brethren near the Cape of Good Hope. By the Rev. C. J. Latrobe. Lond. 1818. gegeben, wovon eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel erschien: C. J. Latrobe, Tagebuch einer Besuchreise nach Südafrika in den Jahren 1815 und 1816, aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Hesse. Halle und Berlin, 1820.

sie erreicht hatten, stiegen wir ab, und wurden von den Hottentotten begrüßt, welche sogleich das Lied anstimmten: „Nun lob, mein' Seel' den Herrn" 2c. Unsere Gefühle bei diesem Vorgange sind mit Worten nicht zu beschreiben. Bei dem Anblicke dieser noch vor Kurzem zerstreuten, elenden, unwissenden Heiden, die nun zu einer Gemeinde Gottes verbunden waren, mußte ich innerlich ausrufen: „Wo sind die Klugen? Wo sind die Weltweisen? Wo sind die eitelen Theoretiker? Hier ist ein Beweis durch die That, daß das Wort vom Kreuze eine Kraft Gottes ist, die da selig macht Alle, die daran glauben. Hier sieht man die Wirkungen der Predigt des Evangeliums ohne alle Hülfe und Zuthat menschlicher Weisheit und Beredsamkeit!" Ich war so ergriffen, daß ich nicht sprechen konnte; wir standen Alle in stiller Andacht, und hörten die lieblichen Stimmen an, welche den Chor bildeten. Darauf reichten mir Alt und Jung die Hand, und sie drückten ihre Freude über unsere Ankunft auf die herzlichste und demüthigste Weise aus. — Nach dem Nachmittagsgottesdienst trat ein Hottentott an mich heran, mit der Bitte, mich allein sprechen zu dürfen. Da ich ihn nicht verstehen konnte, bat ich Bruder Schmidt, zugegen zu sein. Der arme Mann kam, um zu bekennen, daß er sich durch einen alten Cameraden in der Capstadt habe verführen lassen, zu viel zu trinken; so sei er hinter einem Busch in Schlaf gefallen und habe das Vieh sich verlaufen lassen. Wir stellten ihm vor, daß er nicht allein seiner Seele Schaden gethan, sondern auch dem Bekenntniß Christi Schande gemacht habe; er müsse daher vor der Hand von den Versammlungen der Getauften ausgeschlossen werden. Diesem Ausspruch fügte Bruder Schmidt einige ernstliche und väterliche Ermahnungen hinzu. Seine Thränen gaben Zeugniß von seinem Schmerz, und, wie wir hoffen, von seiner aufrichtigen Reue. Dies war das erste Beispiel,

was ich von der großen Veränderung in dem Herzen eines Heiden sah, der in seinem frühern Zustande Trunkenheit für keine Sünde hielt, nun aber tief betrübt darüber war, daß er sich wieder hatte von der Sünde beherrschen lassen. — Am andern Morgen um 10 Uhr war der gewöhnliche Neujahrsgottesdienst, 170 Hottentotten waren zugegen. Bruder Schmidt hielt eine nachdrückliche Predigt über den Namen Jesus. Alle Zuhörer wandten nicht ein Auge von dem Prediger, und sahen aus, als wollten sie die Worte ihm von den Lippen fangen. Nach der Predigt wurde ein Kind getauft. Ich ward davon ergriffen, wie feierlich vorher, nach hiesiger Sitte, die Eltern vor der versammelten Gemeinde gefragt werden, ob sie das neu zu taufende Kind in der Furcht und Ermahnung zum Herrn erziehen, und es Ihm, als sein theuer erkauftes Eigenthum, von früh an übergeben wollen. Den ganzen Tag kamen Gesellschaften von Hottentotten, welche ihren Lehrern ein glückliches Neujahr wünschten. — Abends gingen einige von uns in der Colonie herum und besuchten einige Familien. Größe, Material und Geschmack der Häuser sind verschieden. Einige Bewohner bauen jetzt steinerne Häuser, was wohl immer allgemeiner werden wird. In einem Hause, wo Alle sehr nett gekleidet waren, wurden wir mit einer Pastete bewirthet, welche man hier Neujahrs zu backen pflegt. — Am 3. Januar kamen die Taufkandidaten zusammen, um mit den Missionaren zu sprechen. Ich freute mich sehr über die rückhaltslose Offenheit, mit der jene sich über ihren Herzenszustand aussprachen. Wer den Hottentotten Schuld giebt, daß sie an Geistesgaben unter Leuten derselben Bildung stehen, der kennt sie nicht. Sie haben guten natürlichen Verstand, und selbst eine nicht unbedeutende Gabe des Urtheils über Alles, was in ihren Gesichtskreis fällt. Die Art, wie die Missionare mit ihnen sprachen, gefiel mir be-

sonders, sie war recht geeignet, ihr Vertrauen zu erwecken, und einen heiligen Ernst in ihrem Gemüth zu befördern. Als ich auch einen Versuch machte, die Hottentotten anzureden, fühlte ich mich sehr ungeschickt im Vergleich mit jenen würdigen Männern. — Nachmittags kamen zu unserer Freude die Missionare Marsveld und Bonatz von Gnadenthal an, in Begleitung mehrer gläubigen Hottentotten. In der Abendversammlung war ich erstaunt zu hören, mit welchem lebendigen Eifer und mit wie starker Stimme Vater Marsveld die Versammlung anredete. Er sagte, da die Zeit nun nahe gekommen sei, wo er diese Welt verlassen werde, so freue er sich, noch einmal diese Gemeinde christlicher Hottentotten zu sehen, und mit ihnen vereint den Herrn zu preisen, daß er auch an diesem Orte eine kleine Heerde aus ihrem Volke sich gesammelt habe; daran knüpfte er dann passende Ermahnungen und Warnungen. Die Leute konnten sich kaum halten, daß sie während seiner Rede ihn nicht mit ihrem Danke unterbrachen; sobald er fertig war, brach Alles, Alt und Jung, in lauten Dank aus." Am 15. Januar 1816 traf Latrobe in Gnadenthal ein. „Je mehr wir uns," schreibt er, „Gnadenthal und der Baviaansschlucht näherten, desto höher wurde unsere Aufmerksamkeit gespannt. Der Weg windet sich zwischen niedrigen unbewaldeten Hügeln, hinter denen sich die höheren Berge in verschiedenen Gestalten und mit kühnen Umrissen erheben. Etwa eine Viertelmeile vom Fluß Sonderend wurden wir von ungefähr 100 Hottentotten, Männern, Weibern und Kindern, zu Pferde und zu Fuße, die Missionare Leitner und Beinbrech an der Spitze, empfangen, welche uns willkommen hießen. Wir stiegen ab, alles stellte sich in einen Halbkreis, und sie sangen nun einige Verse, welche ihren Dank dafür bezeugten, daß Gott uns sicher über den Ocean zu ihnen geführt habe. Gnadenthal liegt etwa eine Viertelmeile von dem Fluß; je

näher wir kamen, desto mehr zogen uns entgegen. Der Eingang zu dem Ort geht durch lebendige Hecken zu den Seiten, und die Häuser der Missionare liegen unter Bäumen, welche von den ersten drei Brüdern Marsveld, Schwinn und Kühnel bald nach ihrer Ankunft im J. 1792 gepflanzt worden sind. Ich wundere mich nicht, daß Reisende mit solchem Entzücken von diesem Orte sprechen; nachdem sie durch ein ödes, unangebautes Land gezogen sind, wo kein Baum steht, der sie vor den stechenden Sonnenstrahlen schützen könnte, sahen sie sich auf einmal in eine Gegend versetzt, die auch von Natur völlig wüst und wild aussah, aber nun blühend und fruchtbar geworden ist durch die beharrlichen Anstrengungen einiger einfacher, frommer, verständiger Männer, welche hieher kamen, nicht um ihren Vortheil zu suchen, sondern das Heil des verachtetsten unter allen Völkern; und während sie ihren Zuhörern den Blick in die Wohnungen des Lichtes und des Friedens dort oben öffneten, sie zugleich lehrten, ihr irdisches Vaterland in ein Paradies umzuwandeln, und Schmutz und Elend mit Wohlhabenheit und Glück zu vertauschen. — Den ersten Nachmittag nach unserer Ankunft besuchten wir einen Theil des Dorfes. Aus jedem Hause und jeder Hütte kamen Erwachsene und Kinder mit freundlichen Gesichtern uns entgegen, und hießen uns willkommen. Indem ich gegen einige Einwohner, die nahe an der Kirche wohnen, bemerkt hatte, daß es auf dem Platze vor ihren Häusern nicht recht ordentlich aussehe, und Bruder Bonatz hinzufügte, ich sei „der Herr", von dem er ihnen erzählt habe, daß er von Europa kommen und sehen würde, ob auch im ganzen Orte Alles ordentlich und reinlich sei, machten sie sich sogleich an die Arbeit, und in einer halben Stunde schafften sie alles Unkraut und allen Schutt, der dort gewesen, weg, und versprachen, ich solle solche Unordnung nie wiederfinden. —

Darauf gingen wir in den Garten, wo der berühmte Birnbaum steht, welchen der ehrwürdige Missionar Georg Schmidt 1738 gepflanzt hat. Da er in den 52 Jahren, wo keine Missionare hier waren, sehr groß geworden war, so diente er den Missionaren lange statt einer Kirche und Schule. In seinem Wipfel zeigten sich vor Kurzem einige Merkmale des Alters, und machten etwas Stutzen nothwendig, wodurch er kleiner geworden ist; doch ist er nun wieder frisch und gesund. — Darauf gingen wir in die Bergschlucht, nach welcher früher der Ort Baviaanskloof hieß, weil so viele dieser Thiere dort wohnten; seit das Thal aber so bewohnt ist, haben sie sich in einsamere Berggegenden gezogen, und lassen sich nur selten sehen, außer wenn die Pfirsiche und andere Früchte reif sind. Ein wasserreicher Bach, Baviaans-Rivier genannt, kommt aus der Schlucht, fließt durch das Dorf, und fällt nicht weit von der Fuhrt in den Fluß Sonderend. — Abends waren 400 Hottentotten in der Kirche, denen wir die Grüße aus Europa überbrachten. In einer unserer Zusammenkünfte wurde der Bau eines neuen Hauses beschlossen; 15 Männer erboten sich dazu, und bald war der Grund gelegt. Ich hatte hier Gelegenheit, einen Zug in dem Character der Hottentotten kennen zu lernen. Aus Liebe und Dankbarkeit gegen die Missionare finden sie sich zwar leicht zur Arbeit ein; haben sie aber selbst keine rechte Freude daran, so gehen sie etwas träge dabei zu Werke. Macht ihnen aber die Arbeit Freude, was hier der Fall war, dann übertrifft sie kein Arbeiter an Munterkeit und Ausdauer; nur darf sie nicht zu lange dauern, sonst werden sie, wie Kinder, ihrer müde. Ganz besonders gern sehen sie es, wenn die, welche sie gedungen haben, sich von Zeit zu Zeit dabei einfinden und mithelfen, sei es auch nur einen Stein wegzuschaffen oder einen Balken zu heben. — Das Dorf besteht jetzt aus

256 Häusern und Hütten, in denen 1270 Einwohner sich befinden. Die Gebäude sind von verschiedener Bauart. Einige neue Leute, die hier auf Probe aufgenommen wurden, so wie einige der ärmsten Einwohner richten Hütten auf nach Art der Eingeborenen. Die andern dagegen haben Wände von ungebrannten Ziegeln, oder von geflochtenen Ruthen mit Lehm überzogen, mit viereckigen Thüren und Fenstern, und einem Stroh- oder Rohrdach. Alle lieben es nicht gar zu hell; ein, höchstens zwei Fenster dienen für das ganze Haus, und vor diesem hängt dann noch gewöhnlich ein Vorhang von Schaffell, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Jedes Haus hat einen Garten neben sich, und der Zustand desselben zeigt meist die Gesinnung des Eigenthümers. Einige werden sehr ordentlich bebaut und bringen gute Ernten; andere, obwohl nicht viele, stehen voll Unkraut. Der Missionar, der dieses Fach beaufsichtigt, hat das Recht, nach mehrfach geübter Geduld und Ermahnung dem Besitzer wegen Vernachlässigung den Garten zu nehmen und ihn einem andern zu geben. Die Gärten sind durch lebendige Hecken von einander geschieden, und so erscheint von den Höhen aus das ganze Thal in Grün gekleidet. In einigen Häusern gehen die Kinder der Armen, besonders die kleinen Jungen nackt; einige Männer tragen noch den alten Hottentottischen Karoß und eine Schürze; die aber irgend ein besseres Auskommen haben, schaffen sich bald Jacken und Hosen und andere europäische Kleidungsstücke an, die sie immer des Sonntags tragen. — Zu beiden Seiten des Thales stehen die Hütten in Reihen; übrigens aber stehen sie ohne Ordnung. Obwohl ich Anfangs mit andern die Ansicht theilte, es sei Schade, daß nicht von Anfang an der Ort nach einem festen Plan gebaut worden sei, gefiel mir doch allmählig die romantische Unregelmäßigkeit immer mehr. — — Die Versammlungen werden überhaupt fleißig besucht. Tauf-

handlungen sind den Missionaren und der ganzen Gemeinde herrliche Feste zur Stärkung ihres Glaubens. Es ist mir nicht möglich, mit Worten zu beschreiben, was für eine heilige Stille, Aufmerksamkeit und Angethanheit beim Genuß des heiligen Abendmahles in Gnadenthal herrscht. Man sieht da eine Gesellschaft wahrhaft hungriger und durstiger Seelen, die sich begierig auszustrecken scheinen, Alles aufzufassen, was ihnen der Heiland bei diesem Gedächtnißmahl Seines Todes zu genießen geben will. Das fühlbare Wandeln unseres unsichtbaren Herrn mitten in dieser freilich noch sehr mangelhaften und sündigen Gemeinde ließ mich fast vergessen, daß ich noch auf Erden bin, und versetzte mich gleichsam schon jetzt in den Himmel. O wie unwürdig fühlte ich mich, eine solche Gemeinde zu bedienen! Menschen mögen sie verachten, aber Gott selbst hat sie gesammelt, und mit zu Seinem Volke gezählet. Es ist recht ermunternd und erbaulich, vor der Begehung des heiligen Abendmahls die schönen und herzmäßigen Aeußerungen der Candidaden, Confirmanden und erstmaligen Mitgenossen zu hören. Freilich muß man dabei immer den Seufzer aufsteigen lassen: Ach, daß sie doch treu bleiben möchten, und nicht, durch den Betrug der Sünde verführt, sich solcher großen Gnade verlustig machen, wie es bei manchen schon geschehen ist. — Die Liebe und Ehrfurcht, welche die Hottentotten gegen ihre Lehrer beweisen, zeuget davon, daß sie gefühlvolle und dankbare Herzen haben, und auch zu schätzen wissen, was ihnen durch den Dienst dieser Knechte Gottes zu Theil geworden ist. Ich habe manchmal mit Verwunderung gesehen, wie sie ihre Ermahnungen und Verweise aufnehmen, und mit welcher Demuth sie sogar die Ankündigung irgend einer Zucht, durch Ausschließung von ihren Versammlungen u. s. w. anhören, und sich derselben unterwerfen. Anfangs, als ich die Schärfe bemerkte, womit die Brüder

bisweilen mit den Hottentotten redeten, so dachte ich, es werde darin ein Versehen gemacht, und ich machte meine Bemerkungen darüber. Als ich aber die Hottentotten besser kennen lernte, so dachte ich anders darüber. Sie sind eben wie Kinder, aber im Ganzen genommen sind sie gute Kinder."

# II.

# Theoph. Salomo Schumann,

## Missionar der Brüdergemeinde unter den Indianern Süd-Amerika's.

### Erstes Kapitel.

### Die Anfänge der Brüdermission unter den Indianern Süd-Amerika's.

Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Ende; denn ich bin Gott und keiner mehr. Ich schwöre bei mir selbst und ein Wort der Gerechtigkeit gehet aus meinem Munde, da soll es bei bleiben, nämlich: Mir sollen sich alle Kniee beugen und alle Zungen schwören und sagen: Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke.
Jesaias 45, 22—24.

Selten hat ein Volk das Interesse Europa's in solchem Maaße in Anspruch genommen, als die Urbewohner Amerika's. Als am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Chr. Columbus die ersten Nachrichten über seine Entdeckungen gab, staunte man eben so sehr über das Land, wie über seine rothäutigen Bewohner, die Indianer. Die unersättliche Gier nach den Reichthümern der neuen Welt hat die Entdecker zu Peinigern und Mördern des Volkes gemacht,

während sich Rom zur Herrscherin über die Seelen aufwarf.*) Fast das ganze Südamerika ist der römischen Kirche zugefallen, nur hie und da steht das Evangelium auf dem Leuchter. —

Zwischen dem Orinocco und dem Marannonstrome liegt im nordöstlichen Südamerika die Provinz Guiana. Sie wurde im J. 1497 von den Spaniern entdeckt und in Besitz genommen. Ihnen folgten alsbald die Franzosen, Portugiesen und Engländer, deren Handelscolonieen sich mehr als 100 Meilen weit der Küste entlang ausdehnten. Seit dem Jahre 1677 haben hier auch die Holländer ihre Colonieen gegründet, in deren Mitte sich die Hauptstadt Paramaribo am Flusse Surinam erhebt. Dieser holländische Theil Guianas ist es, in welchem die evangelische Missionsthätigkeit unter den heidnischen Indianern von der Brüdergemeinde eröffnet wurde. Beinahe ein Jahrhundert später sind den Brüdermissionaren englische Sendboten gefolgt, deren Arbeit unter den Heiden des brittischen Guiana bis heute unter großem Segen fortdauert.

Die Indianer haben ihre Wohnsitze tief im Innern des Landes aufgeschlagen. Nur zu Wasser auf den zahlreichen Strömen Guiana's kann man zu ihnen gelangen, da die undurchdringlichen Wälder, welche sich gleich hinter dem Küstenstriche erheben, ein Vordringen zu Lande unmöglich machen. Die bedeutendsten dieser Flüsse sind der Surinam, die Saramaka, der Corentyn, der Berbice, der Demerary, der Essequebo. Mehrere von ihnen haben den anliegenden Districten ihren Namen gegeben. Von den zahlreichen Indianerstämmen, welche ursprünglich das Land inne hatten, sind Manche gänzlich verschwunden. Andere leben nur noch in geringen Ueberbleibseln fort. Sie heißen

*) Vgl. Evangel. Missionsgeschichte, III. H. 1. 2. S. 8 ff.

Arawacken, Warauen, Cariben, Accawais, Macusis ꝛc. Mit den Arawacken vornemlich hatte es die erste Brüdermission zu thun. Alle diese Stämme sprechen ihre besondere Sprache, während sie in Leben und Sitte vielfache Verwandtschaft sowohl mit einander, als auch mit den Indianern Nord-amerika's zeigen.*) Man hat daher vermuthet, daß Süd-amerika durch Einwanderung vom Norden her bevölkert sei.

Die südamerikanischen Indianer sind ein kleiner Menschen-schlag; aber sie sind wohl gebaut, und selten sieht man unter ihnen Mißgestalten. Ihre Hautfarbe ist bräunlich roth. Ihr grobes Haupthaar wird bis zu einer gewissen Altersstufe vollkommen schwarz. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist freundlich und gewinnend; doch unterscheiden sich hierin die einzelnen Stämme vielfach. Ihre Augen sind schwarz und durchdringend, gewöhnlich nach der Schläfe zu aufwärts stehend. Der unangenehme Eindruck, den diese Stellung der Augen machen könnte, wird durch die angenehme Bil-dung des Mundes sehr gemildert. Die einzige Kleidung, welche der Indianer für nöthig hält, ist ein um die Lenden gebundener einfacher Gürtel. Die Männer tragen darin ein großes Messer, das ihnen theils als Beil beim Bahnen der Wege durch das Gesträuch, theils als Waffe dient. Als Schmuck tragen sie um den Hals eine aus den Zähnen wilder Thiere zusammengesetzte Schnur. Die aus den Federn der Papageien und anderer Vögel verfertigten Turbane, in denen sie sich gar stattlich ausnehmen, werden nur an fest-lichen Tagen gebraucht. Die Kleidung der Frauen unter-scheidet sich wenig von der der Männer. Gewöhnlich ist ihr Schurz mit Perlen besetzt, auch tragen sie meistens meh-rere Halsbänder.

---

*) Vgl. über die Indianer Nordamerika's Evang. Missionsgeschichte I. H. 1. S. 19 ff.

Die Indianer führen ein herumstreifendes Leben. Wo ihnen ein Ort eine reiche Jagd und ergiebigen Fischfang bietet, da schlagen sie ihre Hütten auf. Sie bleiben so lange, als sie Nahrung finden; dann vertauschen sie ihren Wohnort mit einem andern. Außer von dem, was ihnen die Jagd und Fischerei einbringt, nähren sie sich von einem Knollengewächse, Cassabi oder Cassava, welches gerieben zu Kuchen gebacken wird, die ihr täglich Brod sind. Ein aus diesen Kuchen, auf ekelhafte Weise bereitetes*) berauschendes Getränk, Paiwari, richtet unter ihnen dasselbe Unheil an, wie unter den Europäern der Branntwein. Der Genuß desselben macht sie zu Ungeheuern, die zu den scheußlichsten Thaten fähig sind.

Das Leben der Indianer bietet wenig Abwechslung. Die Frauen bereiten das von den Männern erlegte Wild. Ihnen liegt auch die Bearbeitung der Cassabifelder ob. Im Hause verrichtet der Mann selten Arbeiten, er überläßt sie den Frauen, während er behaglich in seiner Hängmatte ruht. Man rühmt den Frieden, der gewöhnlich in den Indianerfamilien herrscht. Die Vielweiberei, die ehedem besonders bei den Häuptlingen häufig war und zu Familienzwistigkeiten Anlaß gab, hat jetzt durch den Einfluß des Christenthums fast ganz abgenommen.

Die Religion des heidnischen Indianers ist nicht jener rohe und sinnliche Götzendienst, wie wir ihn bei anderen Heiden finden. Götzenbilder finden sich bei ihm nicht. Er

---

*) Brett, Indian Missions in Guiana. Lond. 1851. p. 102. beschreibt die Bereitungsweise des Paiwari so: „The flat cakes of cassava bread are toasted brown, then masticated by all the old women who can be brought together. Water being added, it is left till fermentation has taken place, and the guests then assemble to the feast, where drinking and dancing are kept up until all the liquor is consumed.“

glaubt an ein höchstes Wesen, das Himmel und Erde geschaffen hat, und von dem alles Gute kommt. Er nennt es „den großen Geist.“ Aber dieser „Geist“ scheint ihm zu gut zu sein, als daß er den Menschen irgendwie beunruhige, und zu erhaben, um den Menschen segnen zu können. Der Indianer fürchtet weder, noch liebt er seinen Gott.*) Mehr als mit dem „großen Geiste“ macht er sich mit dem bösen Geiste, Jawahu, zu thun. Vor dem hat er eine unsägliche Angst, die Teufelsbeschwörer und Zauberer (Bokaier) sind deshalb bei ihm hoch geachtet. Krankheit u. dgl. schreibt er der Einwirkung des bösen Geistes zu. Um ihn freundlich zu stimmen, wird ein Opfer dargebracht. Wird der Kranke darauf besser, so meinen sie, der böse Geist habe ihn genesen lassen. Weicht aber auf dieses Opfer die Krankheit nicht, so nimmt man seine Zuflucht zum Zauberer. Nachdem man denselben reichlich beschenkt hat, kommt er zu dem Kranken. Er trägt ihn in finsterer Nacht in den Wald, befestigt seine Hängmatte zwischen zwei Bäumen, und beginnt seine Beschwörungen. Die bestehen in einem Klappern mit einer von kleinen Steinen angefüllten runden Kapsel, in Murmeln, Heulen und Zischen. In der Stille der Nacht macht dieser Unfug einen grauenhaften Eindruck. „Ich habe,“ erzählt ein Missionar, „in meinem Leben nichts so Schauerliches gesehen oder gehört, und es ist mir gewesen, als sei ich wie in der Hölle.“ Haben diese Beschwörungen eine Zeit gedauert, so fragt der Zauberer den bösen Geist, warum er den Kranken auf das gebrachte Opfer nicht geheilt habe, und befiehlt, sogleich ihm zu helfen. Wird der Kranke gesund, so rühmt man die Macht des Zauberers; wird er aber kränker und stirbt er, so ist die Frage, ob der Verschiedene von einem Menschen vergiftet oder vom Teufel

*) Bernau, Missionary labours in British Guiana. Lond. 1847. p. 49.

getödtet sei. Antwort auf diese Frage giebt der Zauberer. Sagt er: „der Teufel hat ihn getödtet," so giebt man sich zufrieden. Der Todte wird in seine Hängmatte gelegt und begraben. Darauf wird seine Hütte angezündet, die Angehörigen entfernen sich von dem Orte, um nie wiederzukehren. Sie meinen, die Seele des Verstorbenen bleibe an dem Orte und füge, sobald sie gestört werde, ihnen Schaden zu. Schreibt der Zauberer den Tod einem Menschen zu, so sucht man den Thäter ausfindig zu machen. Es wird ein Kessel mit Wasser gefüllt, dazu die Blätter einer gewissen Pflanze gefügt, und auf's Feuer gesetzt. Nach der Seite hin, auf welcher der Schaum überläuft, befindet sich der Mörder. Der Zauberer bezeichnet sodann Ort und Namen des Thäters. Nun erhält der nächste Anverwandte den Auftrag, an dem vermeintlichen Mörder Blutrache zu nehmen. Er zieht mit Speer, Pfeil und Bogen aus, darf mit Niemanden, der ihm begegnet, reden, und kehrt nicht eher heim, als bis das von ihm ersehene Schlachtopfer gefallen ist. Dann begiebt er sich ruhig und mit dem Bewußtsein, eine heilige That gethan zu haben, nach Hause zurück. Bei Frauen oder Kindern, denen der Zauberer den Tod zuschreibt, verfährt der Bluträcher anders. Er überfällt die unglückliche Person an einem einsamen Orte, wirft sie zu Boden und drückt ihr die Zähne einer giftigen Schlange in die Zunge. Dann läßt er sie gehen. Aber ehe sie ihre Hütte erreicht, schwillt die Zunge auf, so daß sie den Thäter nicht mehr nennen kann. Nach wenigen Stunden ist sie todt.

Diesen Heiden, deren Vorfahren die Spanier einen großen Haß gegen das römische Christenthum eingeflößt hatten, sollte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Herrnhut aus die Gnade Gottes in Christo verkündigt werden. — Die Brüdergemeinde knüpfte bald nach dem Beginne ihrer ersten Heidenmission Verbindungen in Holland

an, welche für die weitere Entwickelung und Ausdehnung derselben von größtem Gewichte wurden. Die nach St. Thomas und Nord-Amerika reisenden Brüder nahmen gewöhnlich ihren Weg über Holland, und es war bei dem feurigen Eifer und Drange zur Mission erklärlich, daß sich ihre Aufmerksamkeit auf die holländischen Colonieen richtete. Als Spangenberg im Jahre 1734 sich längere Zeit in Amsterdam aufhielt, veranlaßte ihn ein Aufruf der surinamischen Handelsgesellschaft, der europäische Ansiedler nach Guiana einlud, sich näher nach den Verhältnissen des Landes zu erkundigen und wegen einer Mission unter den dortigen Indianern Einleitungen zu treffen. Die Gemeinde in Herrnhut war nicht abgeneigt, das sich öffnende Missionsfeld zu betreten, doch beschloß sie, vorläufig an Ort und Stelle eine nähere Prüfung der Verhältnisse vorzunehmen. Zu diesem Zwecke entsandte sie drei Brüder, G. Piesch, G. Berwig und Chr. von Larisch nach Südamerika. Der Letztere starb nicht lange nach seiner Ankunft in Paramaribo, aber Piesch und Berwig kehrten im J. 1736 mit ermuthigenden Nachrichten zurück. Die Gemeinde säumte nicht, mit den Directoren der Colonie in Amsterdam wegen der Gründung einer Missionsstation in Unterhandlung zu treten.

Zu gleicher Zeit bat ein Plantagenbesitzer in Berbice die Gemeinde um Missionare für seine Negersklaven. Da er versprach, für den Unterhalt der auszusendenden Boten Sorge tragen zu wollen, so nahm die Gemeinde keinen Anstand, diese Bitte zu erfüllen. Ludw. Christ. Dähne und Joh. Güttner begaben sich auf den an sie ergangenen Ruf am 18. Juni 1736 nach Berbice; allein sie fanden hier nicht die Aufnahme, die sie nach jener Einladung hätten erwarten können. Der holländische Gouverneur setzte ihrer Niederlassung große Schwierigkeiten entgegen, weil sie

die Leistung des ihnen vorgeschriebenen Huldigungseides des Gewissens halber verweigerten. Doch wurde ihnen auf das Versprechen, alles in der Eidesformel Enthaltene treulich halten zu wollen, der vorläufige Aufenthalt auf der Plantage gestattet. Sie konnten aber den Negern nicht recht nahe kommen, weil die Aufseher der Plantage in ihnen geheime Spione sahen, und daher Alles aufboten, ihnen den Aufenthalt zu verleiden. Fanden sie auch, Dähne als Schneider und Güttner als Zimmermann, ihr tägliches Brod, so daß sie im Aeußeren von der Gunst der Aufseher nicht abhingen, so erkannten sie doch bald, daß der eigentliche Zweck ihres Hierseins verfehlt werde. Sie waren in großer Verlegenheit, was sie thun sollten. Ehe sie es hoffen konnten, schaffte der Herr für sie Rath. Der Aufseher einer der surinamischen Handelsgesellschaft zugehörenden Plantage am Wironjeflusse bot den Brüdern einen Wohnsitz auf derselben an. Die Missionare nahmen dieses Anerbieten um so dankbarer an, als sie Hoffnung haben konnten, unter den in der Nachbarschaft wohnenden Indianern einen Wirkungskreis zu finden. Allein auch hier wollte es mit der Mission nicht recht gehen. Zwar blieben die Brüder von Seiten der Behörde ungestört, allein die meiste Zeit mußten sie um des täglichen Brodes willen auf ihrer Profession arbeiten; an ein Studium der Indianersprache und eine stetige Verkündigung des Wortes Gottes war nicht zu denken. Ihre ganze Missionsarbeit beschränkte sich darauf, daß sie einigen Indianern, welche durch den Verkehr mit den Colonisten etwas Holländisch gelernt hatten, von ihrem Schöpfer und Erlöser erzählten. Allein sie richteten damit wenig aus. Die Heiden hörten ihnen wohl zu, aber Eindrücke an ihren Herzen empfingen sie nicht. Doch verloren die Brüder die Hoffnung nicht. Sie waren deß im Glauben gewiß, daß der Herr sich auch über dieses Land erbarmen werde, wenn

seine Zeit und Stunde gekommen. „Der Heiland," schrieben sie, „wird uns nicht vergeblich hierher gebracht haben, und wird zu seiner Zeit eine Thür aufthun und dem armen Volke helfen. Wir glauben auf Hoffnung und denken, wenn nur eine Seele gerettet wird, so ist alle unsere Mühe und Arbeit bezahlt, weil eine jede Seele sein Blut gekostet hat. Es sieht wohl sehr finster bei ihnen aus, wir wollen aber zeugen von der Gnade des Heilandes, bis Er das Licht aufgehen läßt, hier in dieser dunkeln Wüste. Er gebe uns auf's Neue Muth, nicht müde zu werden, bis er uns mit Seelen erfreut."

Die Unterhandlungen, welche mit der Direction der surinamischen Handels-Compagnie eingeleitet waren, führten zu einem günstigen Resultate. Die Gemeinde erhielt die Erlaubniß zu einer Missionsniederlassung am Surinam. Fünf Brüder, Joh. Hadwig, Georg Zeisberger, Heinr. G. Meiser, Joh. Heinr. Steiner und Michael Tanneberger zogen 1739 über das Meer nach Südamerika. Wohlbehalten langten sie in Paramaribo an. Eine lange Geduldsprobe harrte hier ihrer. Der Gouverneur rieth ihnen, sich vorläufig so lange in der Stadt aufzuhalten, bis sich die Gelegenheit zum billigen Ankauf einer Plantage finden würde, von der aus sie ihre Missionsarbeit treiben könnten. Die Brüder folgten diesem Rathe. Ein gottseliger Bürger der Stadt räumte ihnen ein kleines Haus zur Wohnung ein, in welcher sie sich dürftig einrichteten. Mit ihrer Hände Arbeit verdienten sie sich ihren sonstigen Unterhalt, und ging's bisweilen auch gar knapp bei ihnen zu, so waren sie doch seelenvergnügt in dem Herrn ihrem Gotte. Wir besitzen aus dieser Zeit einen Brief von Georg Zeisberger an die ledigen Brüder in Herrnhut, der uns einen Blick in die Herzensstellung der Missionare thun läßt. Es heißt darin: „Wir wissen und fühlen, daß wir unseres

gekreuzigten Heilandes erkaufte Leute sind, darum wollen wir uns Ihm auch mit Freuden hingeben; denn wir haben einen großen Plan und einen guten Meister, welcher mit uns ist und seine Sache selbst ausführt. Er ruft oft die schwächlichsten zum Feldzuge auf; ich kann es an mir wahrnehmen; ich bin zwar elend und unvermögend, der Heiland läßt mir aber Gnade und Kraft zufließen, so viel ich brauche. Ich will gern sonst nichts wissen, als das Lamm, das alle Sünden am Kreuze getragen, und mir die Freiheit erworben hat, daß *ich nicht mir selbst* leben darf. Ich denke oft an euch, die ihr doch alle Zeugen der Wahrheit der Versöhnung des Lammes berufen seid. Wir wollen unser eigenes Leben nicht ansehen, viel weniger lieb haben. Wenn uns doch' die Jahre, da unser Heiland nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, deren Beschluß der schmähliche Kreuzestod war, recht wichtig und im Herzen recht lebendig wären, so könnte uns nichts in seinem Dienste stören; was dahinten ist, läßt man stehen. Lieben Brüder, was kann man mehr begehren, als einen solchen Herrn, der auch unser Hoherpriester ist und uns beim Vater vertritt." — Obgleich im October 1740 der Missionar Franz Regnier ein Empfehlungsschreiben der Handlungs-Directoren an den Gouverneur aus Europa mitbrachte, so konnte ihnen dieser doch keinen Ort zur Anlegung einer Missionsstation überweissen. Um nun aber nicht ganz unthätig für das Reich Gottes zu sein, so ließen die Brüder an den gemeinschaftlichen Andachten in ihrem Häuschen Theil nehmen, wer wollte. Es fanden sich zahlreiche Christen, selbst Juden, bei ihnen ein. Der Amsterdamer Pastoralbrief fand nun aber seinen Weg auch nach Paramaribo, und das durch denselben gegen die Brüdergemeinde erweckte Mißtrauen veranlaßte die weltlichen Behörden und den reformirten Kirchenrath zu dem Befehl, daß Niemand an den Gottesdiensten der Brü-

der Theil nehmen sollte. Jetzt war ihnen jede Möglichkeit, in der Stadt für ihren Heiland etwas zu thun, genommen. Gegen das Ende des Jahres 1740 kauften sie daher eine kleine, ganz verfallene Plantage, eine halbe Stunde von der Stadt gelegen; noch vor Ablauf des Jahres hatten sie sich eine Wohnung erbaut. Doch auch hier konnten sie ihren Missionsberuf nicht erfüllen. Die umwohnenden und vorbeiziehenden Indianer kamen wohl in das Missionshaus, allein solche flüchtige Besuche blieben ohne allen Erfolg. Sie boten den Brüdern nicht einmal Gelegenheit, etwas von der Indianersprache zu lernen. Nach der Ankunft der Geschwister Zander, welche 1742 zur Verstärkung der Mission aus Europa gesandt wurden, beschloß man daher, eine Plantage am Cottikaflusse zu beziehen, in deren Nähe eine Anzahl Indianer wohnte. Indessen war auch mit diesem Wechsel wenig gewonnen. Die Bearbeitung der Plantage nahm die Kräfte der Brüder so in Anspruch, daß sie eher Colonisten, als Missionare zu sein schienen. Dazu kam, daß Mißhelligkeiten in ihrer Mitte hemmend auf ihre Arbeit einwirkten.

Eben so geringen Erfolg hatte die Thätigkeit Dähne's und Güttner's auf der Compagnie-Plantage am Wironjeflusse. Nach der Geschwister Beutel Ankunft erbauten sie sich ein geräumiges Wohnhaus, dem sie den Namen Pilgerhut gaben. Allein auch sie hatten mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen. Zwar wurden sie im J. 1741 durch die Geschwister Johannes Gräbenstein unterstützt, aber ihre Lage ward dadurch nicht gebessert. Sie hatten vollauf zu thun, um ihr tägliches Brod sich zu erwerben; an eine Missionsthätigkeit war wenig oder gar nicht zu denken.

Die Gemeinde in Europa ersah aus den Berichten der Brüder die Nothwendigkeit, daß das Werk in Guiana anders als bisher angegriffen werden müsse. Sie hob die

Station am Cottikaflusse gänzlich auf und ließ die dortigen Brüder sich mit denen in Pilgerhut vereinigen. Das geschah im J. 1745. Die Folge zeigte, daß der rechte Weg eingeschlagen war. Den verbundenen Brüdern war es nunmehr möglich, einen geordneten Gang in ihre Thätigkeit zu bringen. Jedem wurden seine Geschäfte zugetheilt. Einigen von ihnen wurde die Besorgung der Feldarbeiten, Anderen die eigentliche Missionsarbeit überwiesen. Gräbenstein besonders wurde mit den Besuchen der Indianer in ihren Wohnsitzen beauftragt. Diese Missionsreisen waren, wenn sie auch nicht in entfernte Gegenden gingen, mit vielen Mühen und Gefahren verbunden. Oft blieben sie ganz nutzlos, da die Weiber und Kinder in Abwesenheit ihrer Männer in das Dickicht der Wälder flohen, sobald sie des weißen Mannes ansichtig wurden. Die Freundlichkeit aber, mit welcher die Brüder immer wieder aufs Neue den Indianern sich naheten, gewann endlich das Vertrauen auch der Weiber und Kinder, so daß der Zugang zu ihnen ohne Schwierigkeiten möglich war. Ein großes Hinderniß für den Verkehr mit den Eingeborenen war die mangelnde Kenntniß der Landessprache. Ein ihnen geschenkter Mulattenknabe hatte den Brüdern zwar so viel Indianisch (Arawackisch) gelehrt, daß sie sich nothdürftig verständlich machen konnten. Allein sie waren nicht im Stande, die Wahrheiten des Evangeliums den Heiden nachdrücklich ans Herz zu legen. Mit Hülfe des jungen Sprachmeisters übersetzten sie einen Aufsatz über das Leben und Leiden des Herrn. Bei ihren Besuchen lasen sie denselben den Heiden vor, worauf gewöhnlich noch ein Gesang und Gebet folgte. Die Indianer hörten meistens aufmerksam zu, aber bleibende Eindrücke waren an ihnen nicht wahrzunehmen. Erst in den letzten Monaten des Jahres 1747 hatten die Missionare die Freude, ein aufrichtiges Fragen nach dem Wege des Lebens unter den

Arawacken entstehen zu sehen. Es kam ein Hunger nach dem Worte Gottes unter die Heiden, wie nie zuvor. In Schaaren besuchten sie die Brüder, um sich mehr von ihrem gekreuzigten Heilande erzählen zu lassen. Zander und Gräbenstein, welche am besten mit der Sprache fortkonnten, zogen, geführt von den Indianerweibern, durch die Wälder von Hütte zu Hütte. Sie wurden meist mit Freuden aufgenommen. Die Heiden hörten ihrem Lesen, Singen und Beten mit der größten Stille und Aufmerksamkeit zu. Im Monat März 1748 fand das erste Tauffest in Pilgerhut statt. Eine betagte Indianerin hatte so dringend um die heilige Taufe gebeten, daß die Brüder sie nicht zurückweisen konnten. „Am 31. März, als dem zu dieser heiligen Handlung bestimmten Tage, zogen ihr die Schwestern ein langes, weißes Hemd an, führten sie in die Versammlung, in welcher gegen 40 Indianer zugegen waren, und setzten sie bei dem Taufwasser in ihre Mitte. Nach einer zweckmäßigen Rede trat der Bruder Kaske*) zu der knieenden alten Mutter hin, ertheilte ihr unter ihren und der Anwesenden häufigen Thränen, die Absolution, und taufte sie in den Tod Jesu unter dreimaliger Ueberströmung in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; dabei ward ihr der Name Hanna gegeben. Durch die Gnade, die bei dieser ersten Taufhandlung waltete, wurden einige Männer so kräftig angefaßt, daß sie des folgenden Tages kamen und flehentlich verlangten, dieser Gnade auch theilhaftig zu werden. Die selige Veränderung, die bei den Getauften vorging, und in ihrem heiteren Blicke

*) Kaske war im J. 1745 nach Pilgerhut gekommen, ihm folgten 1746 Missionar Enter, 1747 Missionar Klarup und Ramm, während die Geschwister Beutel 1746, Dähne und Meiser 1747 nach Europa zurückgekehrt waren.

und ganzen Betragen sichtbar war, auch was sie davon mit Herzgefühl ihren Verwandten und Freunden bezeugten, hatte die Wirkung, daß keine Woche verging, da nicht Einige, auf die Bezeugung ihres Glaubens an Jesum, getauft wurden, so daß zu Ende Juni die Anzahl derselben sich schon auf 39 belief." So war nach langer Arbeit der Grund zur Indianergemeinde in Pilgerhut gelegt. Die Getauften bedurften noch der sorgfältigsten Pflege, und die konnte ihnen in den früheren Wohnsitzen nicht gegeben werden. Die Brüder ließen es ihnen deshalb zu, ihre Hütten in Pilgerhut aufzuschlagen, und erboten sich sogar, ihre Gemeindeglieder für die nächste Zeit mit Lebensmitteln zu versehen. Unter den jungen Christen konnten sie zu ihrer Freude ein Wachsen in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi wahrnehmen. Namentlich gaben der Indianer Jonathan und die Indianerfrau Sara die schönsten Hoffnungen, künftig der Mission dienlich zu werden. Sie halfen den Missionaren bei der Uebersetzung biblischer Sprüche und Liederverse. Ihren heidnischen Volksgenossen bezeugten sie aus eigener Erfahrung die Wahrheit der evangelischen Predigt.

Die wachsende Anzahl der um die Brüder sich sammelnden Indianer erregte unter den Europäern vielfach Haß und Feindschaft. Sie suchten zuerst durch allerlei falsche Beschuldigungen die Heiden von dem Besuche in Pilgerhut abwendig zu machen. Als ihnen dies nicht gelang, wandten sie sich an den Gouverneur mit der Bitte, die Indianerversammlungen zu verbieten, da aus ihnen leicht eine Empörung erwachsen könne. Aber auch hier wurden sie abgewiesen, und trotz aller Verleumdungen ging das Werk in Pilgerhut seinen stillen und gesegneten Gang fort. Ja, in den nächsten Jahren entfaltete es sich zu lieblichster Blüthe.

Der Mann, der dazu vornehmlich mitgewirkt hat, heißt Theophilus Salomo Schumann. Er war vom Herrn zu einem auserwählten Rüstzeuge erkoren, seinen Namen vor die Heiden zu tragen. Hören wir in den folgenden Kapiteln von seinem Leben und Wirken.

## Zweites Kapitel.

# Th. S. Schumann's früheres Leben und erste Missionsthätigkeit.

Meine Gnade will ich nicht von ihm wenden, und meine Wahrheit nicht lassen fehlen. Psalm 89, 34.

Dem Prediger Schumann zu Grabow im Brandenburgischen wurde am 1. Juli 1719 ein Söhnlein geboren, das in der heiligen Taufe die Namen Theophilus Salomo erhielt. Unter des Vaters und der Mutter treuer Leitung wuchs das Kind zum Knaben heran. Schon früh zeigte sich bei ihm ein Hang zur Einsamkeit und Tiefsinnigkeit. Der besorgten Mutter fiel des Sohnes Art auf; sie theilte ihrem Manne ihre Bekümmernisse mit, aber der meinte, Gott wolle das Kind vielleicht einmal zu etwas Großem gebrauchen. Auf der Saldernschen Schule zu Brandenburg, wohin der junge Schumann im Jahre 1732 zog, fand er in dem Conrector Vockeroth einen frommen, für das Seelenheil seiner Zöglinge treu besorgten Lehrer. Er kannte neben andern Wissenschaften auch die Liebe zum Herrn Jesu und sein Reich. Ein solcher Lehrer legt es ja darauf an, auch seine Schüler dem Heilande zuzuführen. Und Vockeroth that das durch Ermahnung und Gebet. Doch scheint es, daß der treumeinende Mann sowohl in den

Erbauungsstunden, welche er mit den Zöglingen hielt, als auch bei dem Unterricht in der Schule nicht genug das Hauptstück christlicher Lehre, was den bekümmerten Herzen den rechten Trost giebt, die freie Gnade Gottes in Christo Jesu gegen die Sünder, hervorgehoben hat. Durch das stete Drängen auf Bekehrung und Heiligung kamen die ernsteren Schüler in große Gewissensangst, und unter ihnen war auch Schumann. Er war bekümmert um seiner Seelen Seligkeit, aber der Weg, den er ging, führte ihn nicht zum Frieden aus Gott. Da segnete der Herr eine geographische Stunde an dem Herzen des Knaben. Bockeroth erzählte von Herrnhut und der dortigen Brüdergemeinde und sah in ihr die Erfüllung der Wünsche, welche das Herz P. J. Spener's für den inneren Aufbau der evangelischen Kirche so lange und viel bewegt hatten. Des Knaben Gemüth war durch diese Mittheilungen tief ergriffen. Sie legten in sein Herz den Keim jenes Zuges, der ihn später in den Schooß der Gemeinde trieb. Sein ernster Sinn trat seit dieser Zeit noch mehr hervor. Alles, was er bisher geliebt, gab er daran, unter Gebet und Thränen saß er Tag und Nacht über dem Worte Gottes. Eine schwere Krankheit warf ihn um diese Zeit darnieder. Sie wurde das gesegnete Mittel, ihn immer mehr in die Gnade seines Gottes einzuführen. Bei einem Besuche seines Lehrers äußerte er einmal, „daß er zwar angefangen habe, sich zu bekehren, daß er aber noch nicht zum Zweck gekommen sei, daher es auch, wenn er länger hienieden bleiben sollte, noch ganz anders mit ihm werden müsse; es sei ihm sein ganzes Sündenregister gezeigt, und er darüber auf's äußerste geängstigt worden; in dieser großen Angst aber habe der Heiland dasselbe mit seinem Blute durchstrichen." Der Jüngling genas. Im Jahre 1738 begab er sich auf die Universität zu Halle, und er war ein fleißiger Student. Solche Leute, wie Schu-

mann, waren damals in Halle recht willkommen. Als er ausstudirt hatte, wurde er als Lehrer an dem dortigen Pädagogium angestellt. Mit großer Treue und vielem Geschick verwaltete er sein Amt. Seine Schüler und Amtsgenossen liebten und schätzten ihn. Aber bei aller Anerkennung und Liebe, die er erfuhr, hatte er keine Ruhe, keinen Frieden; ja es stand zu befürchten, daß er über der Unruhe seines Gewissens den Verstand verlieren würde. Er legte deshalb sein Schulamt nieder und begab sich, vom tiefsten Schmerze zerrissen, zu seiner unterdessen verwittweten Mutter zurück. Der Herr ist ein wunderbarer Gott; seine Wege mit den Menschenkindern dünken uns oft selbst wunderlich. Den einen dringt er seine Gnade auf, daß sie nehmen müssen, ob sie schon nicht wollen, den anderen verhüllt er sich, ob sie schon ihn suchen und von Herzen nach ihm verlangen. Aber seine Wege sind sicher und gerecht, und endlich führen sie doch zum seligen Ziele. Schumann mußte den letzteren, schwereren Weg gehen. Tag und Nacht rang er mit seinem Gotte, aber der Friede seiner Seele wollte nicht kommen. Er glaubte zuletzt, die Gnade des Herrn sei für ihn verloren; Anderen habe er den Weg zu Jesu gezeigt, aber er selbst habe ihn nicht gekannt. In seiner Seelennoth fand er einen treuen, in den Wegen Gottes wohlbewanderten Freund, den Abt Steinmetz zu Klosterbergen. Der erkannte des Jünglings Tüchtigkeit und berief ihn an die unter seiner Leitung stehende Schule. Schumann sah sich in einen Kreis versetzt, in welchem er sich bald heimisch und wohl fühlte. Zwar schwand seine Unruhe noch nicht gänzlich, aber er sah täglich in seiner Umgebung, wie selig die Seelen sind, deren „Element einzig das Erbarmen Gottes ist.“ Ein Besuch in den Brüdergemeinden in der Wetterau trug ihm einen reichen geistlichen Gewinn ein und erweckte in ihm den Entschluß, sein Amt in Klosterbergen niederzu-

legen und sich in den Schooß dieser vom Herrn vielfach gesegneten Gemeinschaft zu begeben. Er eilte mit der Ausführung nicht. Gewohnt, auf die Weisungen seines Gottes zu achten, wollte er nicht die Wege des eigenen Willens gehen. In stiller Einsamkeit am Ufer der Elbe bewegte er einmal seinen Vorsatz im Herzen. Er betete um Erleuchtung und Weisheit, und es war ihm, als ob der Herr ihm sage, daß er in die Brüdergemeinde gehöre. Alle Bedenken waren jetzt verschwunden. Er forderte seine Entlassung. Nur ungern ertheilte man sie ihm. Mit einem gleichgesinnten Freunde und Collegen, Cammerhof, zog Schumann im Jahre 1743 in das Seminar zu Marienborn. Was der aufrichtige Jüngling gesucht, fand er. Die Gnade des Herrn erwies sich mächtig in seinem Herzen, und damit schwand alle frühere Unruhe und Bekümmerniß. Mit der alten Treue verwaltete er zuerst ein Amt am Seminar mit großem Erfolge. Später wurde er seines Freundes Cammerhof Gehülfe als Secretair des Grafen Zinzendorf, welches Amt ihn im Jahre 1746 auf die Synode zu Zeist rief. Nicht lange nachher wurde sein College an die Gemeinden Pennsylvaniens berufen; an dessen Stelle trat Joh. Friedr. Franke, mit dem Schumann einen innigen Freundschaftsbund schloß.

Der damalige Zustand der südamerikanischen Indianermission hatte die Gemeinde zu der Ueberzeugung gebracht, daß ihr ein Mann zugesendet werden müsse, welcher die Schwierigkeiten beim Erlernen der Sprache der Eingeborenen mit leichter Mühe überwinden könne. Schumann war ein solcher Mann. Die Gemeinde ließ an ihn ihren Ruf ergehen; er folgte, weil er darin einen Ruf seines Herrn erkannte. Ohne Zögern trat er mit seiner ihm kurz vorher angetrauten trefflichen Gattin im Herbst 1747 die Reise nach Holland an, von wo er sich nach dem ihm angewiesenen

Arbeitsfelde begeben wollte. Mit ihm reisten die ebenfalls zur Verstärkung der Mission entsendeten Geschwister Schirmer und zwei ledige Brüder. Die Abreise der Brüder von Holland verzog sich bis in den Juli 1748, erst am 27. October dieses Jahres langten sie in Pilgerhut an. —

Ein Mann, wie Schumann, hatte den Brüdern bisher gefehlt. Er wurde die Seele der Mission. Seine Erfahrungen im Gnadenleben und seine wissenschaftliche Bildung kamen ihm wohl zu Statten. Mit der ihm gewohnten Treue und Eifer griff er alsbald thätig in die Missionsarbeit ein. Vor Allem legte er sich auf das Studium der Arawackensprache. Er machte darin in kurzer Zeit bewundernswerthe Fortschritte.

Wir besitzen von Schumann einen zwei Monate nach seiner Ankunft in Pilgerhut an den Grafen Zinzendorf erstatteten Bericht,*) der uns in seine Thätigkeit sowohl, als auch in die Zustände und Verhältnisse der Indianergemeinde einführen mag. „Am 27. October sind wir allesammt gesund hier in Pilgerhut angekommen, wo wir unsere Geschwister meistens gesund und Alle vergnügt antrafen. Vierzig Erwachsene und ein Kind waren bereits getauft, die hier bei uns wohnen, außer sieben, die für die Zeit lieber noch im Busche bleiben wollen. Sie werden von uns fleißig besucht. Unter den Getauften sind verschiedene sehr artige und gefühlige Herzen, die den Heiland zärtlich lieb haben, darum weil Er Sein Blut für sie vergossen und sie vom „Irrwahn" und von ihrem „Ungehorsam" gegen ihren Schöpfer frei und zu seinen Kindern gemacht hat, sie freuen sich sehr, daß sie, wenn Er sie von der Erde rufen wird, zu Ihm kommen und ihren Seligmacher dann sehen sollen. Mit diesen Worten können wir

---

*) Vgl. Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1851. 5. H. S. 739 ff.

uns in ihrer Sprache ausdrücken; aber für Glaube, Unglaube, Sünde ꝛc. haben sie keine Worte. Sie haben aber von ihrem lieben Lamm Gottes keinen andern Begriff, als daß es ihr Schöpfer ist, der Alles gemacht hat, aus Liebe zu ihnen vom Himmel gekommen, Mensch geworden, als ein kleines Kind geboren ist und sie mit Seinem Blut erkauft hat vom Jawahu (dem Teufel), daß sie sein eigen und ewig selig sein sollen. Ein solcher ist Jephta, ein gewesener Bogoyer (Arzt), der nach ihrer Art sehr verständig ist, und von den Andern hoch geachtet wird; er zeugt auch mit großem Ernst und Nachdruck von des Heilandes Wunden, und wie gut es Seine Liebhaber bei Ihm haben. — Mit der Sprache ist es bisher noch etwas schwer gegangen. Unsere Brüder hatten etwa 500 Worte, mit denen sie sich beholfen und darin das Nöthigste vom Lamm Gottes, ihrem Schöpfer, schriftlich verfaßt und den Indianern vorgelesen haben. Jonathan, ein junger lediger Arawacke, wird gemeinlich als Dolmetscher gebraucht. Es ist aber nur eine Nothhülfe; man kann seinen Sinn doch nicht so ausdrücken, wie man gern wollte, da er nicht viel mehr Deutsch weiß, als wir Arawackisch. Doch der Heiland wird uns auch darin ganz durchhelfen, wie unsern Brüdern in Grönland. Das Schwerste ist nun vorbei; wir verstehen sie jetzt besser und sie uns, und sie beginnen in ihren Herzen zu fühlen, wovon wir reden. Ihre Sprache hat, so viel ich weiß, mit keiner europäischen sonderliche Aehnlichkeit, aber mit der hebräischen kommt sie sehr genau überein. Die Arawacken sind übrigens ein artiges Volk, das man ungemein lieb haben kann. Sie sind nach ihrer Art zum Theil sehr verständig; fast durchgehends wohl gewachsen und aller Einschränkung zuwider. Sie haben auch im Berbicer Lande eine Art von König oder vielmehr Häuptling, der gemeiniglich bei 20 Andere um sich hat, und von ihnen respectirt

wird. Doch hat er nicht viel mehr zu thun, als daß er Jäger und Fischer bestellt für die Colonie, wenn diese, nach ihrem alten Contract mit der Arawackennation, welche verlangt. Er ist vordem einige Mal zum Besuch hier gewesen und hat sich recht freundlich gezeigt. Sonst haben sie auch Unterhäuptlinge, denen sie nicht leicht ungehorsam sind; sie pflegen aber auch nicht leicht etwas zu befehlen, außer beim Fischen und Jagen. Die Häuptlinge zeichnen sich durch eine Art von Scepter aus, der wie ein spanisches Rohr gestaltet und stark mit Silber beschlagen ist. Ein solcher Häuptling ist jetzt seit acht Tagen bei uns, bekommt ein Gefühl vom Heiland und denkt bereits darauf, sich hier ein Haus zu bauen. Uebrigens leben sie auf gut patriarchalisch; jede Familie (wozu manchmal sechs und mehr Paar Eheleute mit ihren Kindern gehören) hat ihr Haupt, das sie regiert. Hier im Berbicer Lande sind nicht über einige wenige tausend Seelen, etwa 3000. In Essequebo, woher die meisten unserer Arawackengeschwister sind, sind ihrer viel mehr, und um die Corentyn noch ungleich mehr. Der Schall des Evangelii breitet sich aber auch bis dahin aus: denn einige unserer Brüder haben in der Corentyn ihre Freundschaft und gehen manchmal dahin besuchen. Wir weißen Brüder besuchen die Indianer, so viel wir ihrer in einem Strich von etwa 50 deutschen Meilen im Umkreis haben aufspüren können. Die nach der Berbice zu wohnen, zu beiden Seiten des Flusses, verkehren viel mit den weißen Leuten, und sind größtentheils sehr verdorben. So wie unsre hiesigen getauft waren, wollten sie nicht wieder von uns, sondern baten, man möchte ihnen hier auf unserm Lande Plätze zum Bauen anweisen. Es konnte auch nicht wohl anders sein, wenn etwas Ganzes werden sollte. Denn sie haben im Busche gar zu viel Connexion unter einander, wobei unbefestigte Gemüther leicht durch die Wilden Schaden leiden.

Wir möchten unserm Heiland anbetend zu Füßen niedersinken, so oft wir unser Heidendörflein ansehen, und wie sie so still und artig sind und manchmal ihre arawackischen und deutschen Verse von des Heilandes Wunden und von seiner aruma attiadabüssia (durchstochenen Seite) singen. Wir können jetzt auf einmal so Viele sehen und sprechen, als sonst nicht hat sein können, wenn ein paar Brüder acht Tage lang im Busche herumgegangen sind, da man die Wenigsten den Tag über zu Hause findet. Außer den Getauften ist eine hübsche Anzahl von Ungetauften hier; zusammen, die Kinder mitgerechnet, sind ihrer bei 80 Seelen. Sie haben schon fünf große Häuser, jedes etwa 50—60 Fuß lang und 25 breit auf unserm Platze gebaut, da in jedem 2 bis 3 Familien wohnen; außer diesen noch 14 Häuser und Hütten. Diese Friedenshütten liegen auf der rechten Seite, wenn man von Norden in Pilgerhut herein kommt, und auf der linken Seite sind vier Häuser, in welchen Ungetaufte wohnen und die von Zeit zu Zeit zum Besuch kommenden Fremden logiren. — Des Morgens und Abends, da sie gemeiniglich zu Hause sind, haben wir mit ihnen Versammlungen, lesen ihnen von ihrem Seligmacher etwas vor und reden durch Jonathan mit ihnen, so gut es eben gehen kann, und der Heiland ist fühlbar unter uns. Unsre vier ledigen Arawackenbrüder haben wir ganz in unsre Kost genommen, damit sie nicht unter den (nackenden) Weibsleuten verkehren dürfen. Sie haben sich ein Häuschen gebaut, dicht bei der Stube unsrer ledigen Missionsbrüder. Wir suchen sie immer in Aufsicht zu erhalten, so viel ihre ihnen zur andern Natur gewordene uneingeschränkte Freiheit es gestattet. Sie lernen nachgerade hübsch deutsch und uns immer besser verstehen, können auch schon ziemlich deutsch lesen, und wir hoffen, der Heiland wird sie einmal zu Zeugen unter ihrem Volke brauchen können. — Unsere Leutchen erhalten sich

meist durch's Jagen und Fischen, und pflanzen sich hier in der Nähe Cassabigründe. Weil aber der Cassabi ein Jahr stehen muß, ehe er gebraucht werden kann, so müssen wir ihnen mit Cassabibrod aushelfen, wenn das ihrige, welches sie mit großer Beschwerlichkeit von ihren ehemaligen Wohnplätzen holen, nicht zulangt. — Unsern Gedanken nach wäre es uns jetzt am gemüthlichsten gewesen, daß unsre bereits Getauften nun recht gedeihen und alle in Wahrheit ganz an den Heiland verwöhnte selige Herzen werden möchten, da wir davon fest überzeugt sind, daß Ein Getaufter, sonderlich im Anfang des Werkes des Heilandes unter einer Nation besser ist, als Hundert, die man mit Noth fortschleppt. Wir haben uns deswegen nichts darüber einfallen lassen, daß vom August bis December dieses Jahres keines mehr ist getauft worden. Aber der Heiland findet jetzt für gut, die Zahl noch größer zu machen. Er wies uns am 7. December wieder 3 Taufcandidaten durch's Loos an, und von diesen eine Frau am 15. zu taufen, und an diesem Tage noch 7 Taufcandidaten, außer den zwei übrigen, und davon zu Weihnachten wieder zwei zu taufen. Wir beten unsern Heiland auch dafür an, und wagen auf Ihn, was Er erlaubt. Jetzt ist auch die bequemste Zeit; denn sie sind nun ein halbes Jahr frei von den Plackereien der Colonie des Fischens wegen.

Meine Frau hat angefangen mit den Arawackischen Schwestern, von welchen eine etwas Deutsch versteht, Gesellschaften zu halten. Sonst ist meine Frau unsere Haushälterin. Bruder Kaske ist bisher meistens mit Gräbenstein im Busch besuchen gegangen und hat dabei seine Frau mitgenommen, wenn sie gesund war; als eine geborne Pennsylvanierin kann sie ziemlich nach hiesiger Art pilgern. Unsere ledigen Brüder sind vergnügt und arbeiten fleißig, jeder auf seiner Profession. Ein oder etliche Brüder müssen immer

im Hause sein, um der Indianer willen, die uns beständig besuchen kommen, theils unsre, theils fremde. Der Heiland wird uns dabei auch in der Sprache weiter helfen, daß wir unsere Braunen die durch Ihn gestiftete Versöhnung bald ohne Dolmetscher predigen können. — Da sich nun seit Jahr und Tag die hiesigen Umstände so sehr geändert haben, so will unser Haus uns nicht mehr zulangen; der Versammlungssaal ist zu klein; auch haben wir in dem Hause keine Gelegenheit, uns der Kinder recht anzunehmen, deren bei zwanzig hier sind, zum Theil recht liebe Herzen, die ein Gefühl vom Heilande haben. — Unsere Compagnie mit den weißen Leuten betreffend, so sind die meisten gegen uns sehr feindselig, seitdem sich der Heiland unter den Indianern aufgemacht hat. Unser Herr Gouverneur Löffner bleibt unser guter Freund. Er freut sich über die Gnade, die den Indianern widerfährt, und bezeugt überhaupt einen Respect gegen des Heilandes Sache. Er hat auch die Rathsherren, die mit allerhand wunderlichen Bedenklichkeiten einkamen, als würde es die Colonie ruiniren und auf eine Rebellion hinauslaufen, beschämt abgewiesen. Als ich das erste Mal zu ihm kam, erzählte er, was hier zu Lande ein kläglicher Zustand sei unter den Europäern, indem sie in langen Jahren nichts von Gottes Wort hörten, und kein Abendmahl hätten, und fragte mich, ob ich nicht geneigt wäre, ihnen mit beiden zu dienen; vor mehr als einem Jahre hätten sie nach Halle um einen Prediger geschrieben, aber keine Antwort bekommen. Ich sagte, wenn Leute da wären, denen es im Ernst um ihr Seelenheil zu thun sei, so wäre ich, als ein lutherischer Candidat, bereit, ihnen nach der Gnade, die mir der Heiland schenken würde, den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit zu verkündigen, das Abendmahl aber könne ich ihnen nicht halten, da ich in der Brüdergemeine ordinirt worden. Er war damit zufrieden und lud mich den

6. Dezember auf seine Plantage ein, die nur vier Stunden von uns entfernt ist, in dem Sinn, in seinem dortigen Saal, den er schon ehemahls zu einer lutherischen Kirche bestimmt hatte, eine Predigt zu hören, — wie Bruder Renz denn auch vor dreiviertel Jahren in seinem Hause im Fort gepredigt hatte, — auch hatte er bereits auf den folgenden Tag verschiedene Leute zu Mittag zu sich bestellt. Als ich aber erfuhr, daß zu einem großen Tractament zugerichtet würde, wobei nach Gewohnheit der hiesigen Europäer nicht viele nüchtern bleiben, so hatte ich keine Freudigkeit, unsre Perle vor die Säue zu werfen, und erklärte ihm, bis 11 Uhr des folgenden Tages könne ich bleiben, länger aber nicht von Hause abkommen. Es blieb daher bei einem freundschaftlichen Besuch, bei welchem er unter andern erzählte, er habe den Grafen Zinzendorf in Paris gesehen und den Baron Friedrich von Watteville wohl gekannt, als er selbst dort beim Schwedischen Gesandten Page gewesen. Er vertröstete sich darauf, daß er hoffe, von seinem Gouvernement bald entlassen zu werden, alsdann auf seiner Plantage in der Stille zu leben und uns näher zu sein. Auf sein Begehren theilte ich ihm die Stücke der naturellen Reflexionen mit, die ich mitgebracht; die zwei ersten Stücke hatte er schon vordem gehabt. Er ist ein sehr billiger, verständiger, auch gar sehr gelehrter Mann, leider aber in die hiesige Welt tief eingeflochten. — Die weißen Leute allhier sind fast durchgängig durchaus verdorben. Die meisten gedenken nur so lange hier zu bleiben, bis sie so viel Geld erworben haben, daß sie im Vaterlande müßig leben können, und wälzen sich inzwischen in allen Gräueln herum. Uns ist es daher am gemüthlichsten, alle unsere Zeit bei unsern lieben Indianern zuzubringen, wobei uns innig wohl im Herzen ist." — Die Gemeinde zu Pilgerhut wuchs im Jahre 1749 auf 72 Seelen. Im Laufe desselben durften die Brüder an

den Sterbebetten einiger Gemeindeglieder den Segen ihrer Arbeit sehen. Die Indianer haben von Natur eine große Furcht vor dem Tode; die sterbenden Indianerchristen hatten diese Furcht überwunden durch die Hoffnung des ewigen Lebens. Am 11. Juni entschliefen der alte Simeon und die Wittwe Naemi sanft und selig im Herrn. Schumann besuchte den Ersteren kurz vor seinem Ende. Als er ihn fragte, was er mache, antwortete der Alte: „er denke an den Heiland." Dann richtete er sich in seiner Hängmatte auf, zeigte auf seine Hände, Füße und Seite, und redete dabei aus vollem Herzen von den Leiden des Herrn. Die Missionare bestatteten diese beiden Erstlinge unter den Entschlafenen in einfacher, erhebender Weise. Hinter den mit weißen Tüchern und grünen Zweigen bedeckten Särgen folgte die Gemeinde in schönster Ordnung. Am Grabe wurde die übliche Liturgie mit stiller Aufmerksamkeit angehört, und dann einige Liederverse gesungen. Darauf kehrte die Leichenbegleitung in den Versammlungssaal zurück, wo von der Seligkeit derer, die in dem Herrn sterben, geredet wurde. Es war den Brüdern eine große Freude, daß ihre Indianer die heidnischen Beerdigungs-Ceremonien ganz vergessen und einen tiefen Eindruck von dieser christlichen Feier empfangen hatten. Nicht lange nachher folgte den Entschlafenen die Indianerin Mirjam. Als sie die Nähe des Todes fühlte, ließ sie ihre Kinder an ihre Hängematte kommen und sagte: „Ich gehe nun von euch zum Heilande." Dann wandte sie sich zu ihrer bereits getauften Tochter mit den Worten: „Du wirst mir nachkommen und mich da wiederfinden, aber ihr, bezeugte sie ihren beiden noch heidnischen Söhnen, ihr werdet nicht zu mir kommen, wenn ihr ungehorsam bleibt, denn ich gehe zum Heilande." —

Die kleine Gemeinde bauete sich je länger je mehr zu einer Behausung Gottes im heiligen Geiste. Am 13. Aug. 1749 wurde mit sechs Getauften zum ersten Male das heilige Abendmahl gefeiert; am 7. Dezember kamen schon 20 zum Tische des Herrn. Auch aus entfernteren Gegenden fanden sich Heiden ein, um von der Gnade des Herrn gegen die Sünder zu hören. Schumann hatte in der Arawackensprache solche Fortschritte gemacht, daß er die Versammlungen ohne Dolmetscher halten konnte. „Wenn alle unsere Pflegebefohlenen, Groß und Klein," sagt er, „beisammen sind, so haben wir jetzt gegen 140 Indianer bei uns, denen wir Morgens und Abends in den ordentlichen Versammlungen und den Tag über in den Gesellschaften und im Umgange mit ihnen den Heiland am Kreuz mit Seinen Wunden vormalen. Unser theuerer Herr und Aeltester ist manchmal dabei unter dem braunen Häuflein so fühlbar gegenwärtig, daß ich lieber gleich hinfallen und Seine durchbohrten Füße mit Thränen küssen, als viel reden möchte." Neben der mündlichen Verkündigung des Wortes warf sich Schumann mit allem Eifer auf die Abfassung christlicher Bücher in der Arawackensprache. Es ist erstaunlich, wie viel er in kurzer Zeit bearbeitete.*) Außer einem ziemli-

*) In einem späteren Briefe vom 14. März 1754 an den Grafen Zinzendorf, welcher um Mittheilung der übersetzten Liederverse gebeten hatte, spricht sich Schumann über die Schwierigkeiten der Arawackensprache aus. Er theilte dem Grafen die Sammlung dieser Verse, Zeile gegen Zeile, arawackisch und deutsch, mit, und fügte hinzu: „Es klingt zwar im Deutschen schlecht und gezwungen, aber im Arawackischen ist's anders und naturell, denn ihre Constructionen sind von der Art. Viele Haupt- und Kernverse, z. B. „In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das höchste Gut" 2c. habe ich noch nie zu übersetzen versucht, weil ich nicht weiß, wie man dem Nachdruck und der Schönheit in der Uebersetzung nur einigermaßen nachkommen soll. Unsere Indianer-Geschwister lernen

chen Vorrath von Liederversen übersetzte er, wie er sagt „eine kleine Bibel," welche das Evangelium und den ersten Brief Johannis, die Passions- und Auferstehungsgeschichte nach den vier Evangelien, einige Hauptstücke aus der Geschichte des Herrn Jesu, z. B. von seiner Geburt, den Weisen aus dem Morgenlande und die ersten Predigten der Apostel enthielt. Auch einige kleinere Schriften, der Heiden-Catechismus, die Wunden-Litanei rc. waren übersetzt, „und nun," schreibt Schumann unter dem 21. Juli 1749 an den Grafen Zinzendorf, „fange ich an, einige Gemeinreden zu übersetzen, womit unter unserm Häuflein ein neuer Gemein-Periodus angeht."

Wir dürfen unseren Missionar aber nicht immer am Arbeitstische suchen. Als er erst einmal der Indianersprache mächtig war, zog er häufig in die Urwälder aus, um die

---

diese Verse deutsch, und Viele verstehen und singen sie bereits. Ueberhaupt aber unterliegen die Uebersetzungen ins Arawackische vielen eigenthümlichen Schwierigkeiten, und die machen dann, daß es zur Zeit noch in hohem Grade Stückwerk ist; z. B. viele nöthige Worte haben sie gar nicht, als: Vertrauen, Zutrauen, Zuversicht; dafür oder auch nur für eine ähnliche Sache ist in ihrer Sprache durchaus kein Ausdruck vorhanden. So gibt es auch in ihrer ganzen Sprache kein Wort, welches Mensch bedeutet. Doch haben wir von Anfang an dasjenige Wort statt dessen genommen, welches einen Arawacken bedeutet, und den Begriff Mensch damit verbunden, und alle Indianer, die mit uns umgehen, wissen nun, daß bei uns Lukku lukkuhu nicht Arawacke, sondern Mensch bedeutet, und unsre Indianer-Geschwister brauchen es auch so gelegentlich. Ferner für: glauben, Beifall geben u. dgl. haben sie keinen andern Ausdruck, als: „Ich sage gern auf deine Rede, es kann vielleicht so sein," welchen schlechten Ausdruck wir uns haben wenig zu Nutzen machen können. Und das Substantivum „Glaube" oder nur ein damit verwandtes Wort ist in ihrer Sprache gar nicht vorhanden. Da lernt man nun alle Tage daran, und hat gewiß Gnade des Heilandes dazu nöthig. Wir kommen aber durch sie

Heiden in ihren Wohnsitzen aufzusuchen. Durch solche Reisen wurde das Evangelium tief in das Innere des Landes getragen. Die Heiden, welche es aus dem Munde der Missionare vernommen hatten, brachten es bei ihrem umherschweifenden Leben zu entfernteren Stämmen; und oft fanden sich in Pilgerhut Schaaren von Indianern ein, die durch die ersten unvollkommenen Botschaften ihrer Volksgenossen gelockt, mehr von dem Heilande zu hören begehrten. Im Mai 1749 machte Schumann eine solche Missionsreise in das Innere des Landes. Der Indianer Jephtha, der sich je länger je mehr zu einem wackeren Missionsgehülfen heranbildete, begleitete ihn. „Wir kamen," erzählt der Missionar, „bei Gelegenheit eines Donnerwetters und heftigen Regens, wobei wir unsern Fußsteig verloren, auf einen andern, der uns nach einem bis dahin unbekannten Indianerplatz führte. Die

---

selbst immer besser darauf, uns recht gegen sie auszudrücken. Wenn sie nämlich die Sache, von der eben die Rede ist, am Herzen fühlen, und sie erklären sich dann darüber, so lernt man manchmal die Sache ausdrücken, ohne daß sie es merken, und da ist es schon mit manchem sonst nicht gleichbedeutenden Ausdruck in Ermangelung eines bessern durch die Gewohnheit dahin gekommen, daß nun keinem unsrer Indianer etwas Anderes dabei einfällt, als die Sache, die er bezeichnen soll. Dann ist auch eine Schwierigkeit, daß ihre meisten Worte ungewöhnlich lang sind. Wenn man daher aus einem Vers nicht immer mehrere machen, und nicht über die Maaße weitläuftig sein will, so ist man genöthigt, manche schöne Idee zu übergehen, und muß zufrieden sein, wenn man nur die Hauptideen ausdrücken kann. Der Heiland hat aber für alle Schwierigkeiten gesorgt. Von Seinem Leiden und Blutvergießen und Sterben an unsrer Statt, was Er da für Seine verlorene und im Grund verdorbene Creatur gethan, und wozu Er sie durch Sein eigen Blut erkauft, erworben und gewonnen hat, davon sind Worte genug vorhanden, und so angemessen bezeichnende, als nöthig, und bei der Erzählung davon entsteht das Vertrauen zu Ihm im Herzen, ohne daß man es nennt, und so mit andern Sachen mehr." —

Bewohner desselben nahmen uns mit Freuden auf und hörten aufmerksam an, was wir ihnen sagten, bis in die späte Nacht hinein. Einer von ihnen war im Begriff, in's Corentyn'sche zu gehen. Der brachte dann, was er gehört hatte, so warm dahin, daß verschiedene der dortigen Indianer sich sogleich aufgefordert fühlten, sich näher darnach zu erkundigen. So ist in einer Gegend, wo bisher Alles stockfinster gewesen, in welche auch noch keiner unserer Brüder gekommen war, eine solche Regung entstanden, da der Heiland unmittelbar solche Präparation gemacht hatte, daß die ersten Worte, die sie vernahmen, wie Funken waren, die in Zunder fuhren. Im August langte ein beträchtlicher Zug von rege gewordenen Seelen aus dem Corentynschen bei uns an. Einige hatten sich schon darauf eingerichtet, gleich hier zu bleiben, was sie auch thaten; andere kamen nur zum Besuch. Von letzteren gingen nachher mehrere in ihren Geschäften bis an den Orinokofluß, kamen unterweges zu den zwischen Essequebo und gedachtem Fluß wohnenden Indianern und erzählten ihnen, daß sie an der Berbice Leute gesehen und gehört hätten, die den Indianern sagten, daß ihr Schöpfer auf die Erde gekommen, Mensch geworden sei, Sein Blut für sie vergossen habe und aus Liebe zu ihnen gestorben sei, um die verlornen und verdorbenen Indianer von ihrem Ungehorsam zu erlösen und wieder zu Seinen Kindern zu machen. Einige spotteten darüber, andere aber, — mehrere ganze Familien, — wurden aufmerksam und beschlossen, sich nach der Sache selbst zu erkundigen, was sie später gethan haben." —

Die Bildung der Indianergemeinde zu Pilgerhut war von Anfang an den europäischen Bewohnern der Colonie ein Dorn im Auge gewesen. Der Widerspruch, welchen die Brüdersache in Holland hervorrief, fand seinen Weg über das Meer nach Surinam.*) So lange die Missionare sich

*) Vgl. oben S. 51. 52.

des Schutzes des frommen Gouverneurs Lösner, „der," sagt Schumann, „jederzeit unser treuer Freund gewesen," zu erfreuen hatten, fanden alle Klagen und Beschwerden der Feinde wenig Gehör. Aber dieser wackere Freund legte im October 1749 zum großem Schmerze der Missionare sein Amt nieder, sein Nachfolger trat nicht in seine Fußstapfen. Obgleich ihm Lösner die Mission aufs wärmste empfohlen hatte, so gab er doch den Einflüsterungen Widriggesinnter Gehör, und das führte zu manchen Störungen und Mißhelligkeiten. Die Directoren der surinamischen Handlungs-Compagnie, welche ebenfalls durch falsche Berichte gegen die Brüder eingenommen waren, hatten dem Gouverneur den Befehl gegeben, die Missionare zu der üblichen Eidesleistung anzuhalten. Der Gouverneur beschied sie zu dem Ende vor sich und drohete, falls sie sich den Anordnungen der Behörde nicht fügten, mit sofortiger Landesverweisung. Schumann führte der Brüder Sache. Er gewann den Gouverneur für sich, so daß dieser sich mit dem Versprechen der Missionare, sich gegen Rath und Gouverneur als gehorsame und treue Bürger beweisen zu wollen, zufrieden stellte, bis eine nähere Weisung von Holland eingetroffen sei. „Der liebe Vater im Himmel," sagt Schumann, „hielt über Seines Sohnes Sache in Berbice Seine Hand, daß in der Zwischenzeit, ungeachtet mancherlei Machinationen in dem Gang derselben keine Störung gemacht werden durfte." Dieser Ausgang war den Feinden nicht recht. Sie hatten schon frohlockt, daß es jetzt mit der Mission aus sei. Je weniger sie ihre Hoffnungen erfüllt sahen, desto erbitterter wurden sie. Sie schlugen einen anderen Weg zur Vernichtung des Werkes ein. Bei den Indianern, denen die Freiheit über Alles geht, klagten sie die Missionare an, daß diese nichts Anderes im Sinne hätten, als sie zu Sclaven zu machen. Aber die Widersacher erreichten damit eben so wenig, als

vorher; denn die Indianer hatten ihre Lehrer bereits anders kennen gelernt, um solchen lügenhaften Verleumdungen Glauben zu schenken. Diese Feindschaft der Europäer rührte zum Theil von dem in Holland gegen die Brüdergemeinde veröffentlichten Schriften her, wie Schumann von dem holländischen Prediger erfuhr, der ihm offen gestand, daß auch er dadurch gegen die Brüder eingenommen sei; doch versprach er, da er jetzt die Sachen anders habe kennen lernen, das Werk nicht zu hindern. Bis in das nächste Jahr hinein blieben die Gemeinde und ihre Lehrer unangefochten. In dieser Zeit der Ruhe wuchs ihr inneres Leben zu großer Freude der Missionare, und der heilige Geist arbeitete mächtig an den Herzen. Die Zahl der Getauften und Abendmahlsgenossen wurde immer größer. Die Besuche der entfernter wohnenden Indianer mehrten sich. Schumann giebt in einem Briefe von den vornehmsten Besuchen dieses Jahres ausführlichere Nachricht, aus welchem ich die folgenden Mittheilungen mache. „Am 30. Januar 1750 kamen 11 Personen von den oben erwähnten zwischen Essequebo und dem Orinoko wohnenden Indianern bei uns an, um für sich und die Ihrigen nach unserer Botschaft an die Indianer sich zu erkundigen. Sie blieben zwei Tage hier, hörten und sahen sich Alles an, und nachdem sie den Inhalt unserer Botschaft an die armen Heiden vernommen, erklärten sie, daß sie diese Nachricht nach Hause bringen und in etlichen Monaten mit ihren und einigen andern Familien wiederkommen würden. Im August und den folgenden Monaten kamen sie nach einander an, außer einer kleinen Familie von sechs Erwachsenen, die schon am 4. März bei uns eintraf. — Um ein Beispiel zu geben von eines wilden Indianers Art zu denken, und von seiner Gemüthsstellung, will ich hier eine gedrängte Uebersetzung mittheilen von einer Unterredung, die ich mit dem Haupte dieser kleinen Gesell-

schaft an dem Tage hatte, da er aus der Wildniß zu uns kam, welche zugleich dazu dienen mag, zu zeigen, wie wir uns zur Zeit gegen sie ausdrücken können. Zum Voraus muß ich jedoch dabei bemerken, daß es keineswegs unsere Methode ist, vielerlei Materien vor einem Indianer mit Einemmal auszuschütten; sondern der menschgewordene Schöpfer und Seine blutige Erlösung der armen verlornen, grundverdorbenen Menschen ist der immerwährende Text und Anfang, Mittel und Ende; indeß wenn einer selbst auf eine gewisse Materie kommt, und Bescheid davon haben will, und man sieht, daß er nicht befriedigt sein würde, wenn er denselben nicht bekäme, so nimmt man die Gelegenheit wahr, ihm Auskunft zu geben, damit er auf das eigentliche Pünktchen desto ungestörter zurück kommt und dabei bleibt. — Bald nach seinem Eintritt ins Haus fragte er: Wo hast du vordem gewohnt? — Antw. Jenseits der See. — Fr. Wann bist du hieher gekommen? — Antw. Ein Jahr und etwas darüber. — Fr. Wozu bist du hergekommen? — Antw. Den Indianern und Allen, die ihren Schöpfer nicht kennen, von Ihm zu sagen, damit sie Ihn erkennen und selig werden. — Fr. Wer hat dich gesendet? — Antw. Unser Schöpfer. — Fr. Wo ist denn euer Schöpfer? — jenseits des Meeres? — Antw. Er ist überall; Er wohnt im Himmel, und erfüllt Himmel und Erde, und ist aller Orten; Er weiß Alles, sieht Alles und hört Alles; Er hört auch Alles, was wir hier mit einander reden. (Poi! er wunderte sich). — Fr. Ist das der Kurrúrruman? (Der Indianer alter Großvater, von dem sie noch allerhand Histörchen haben). — Antw. Von eurem Kurrúrruman weiß ich nichts, aber ich sage dir von dem einigen Herrn des Himmels und der Erde, der Alles gemacht hat, und dich auch. — Fr. Wie heißt Er? — Antw. Jesus Christus. Der hat dich gemacht, dir Leib und Seele gegeben, und dich bisher

erhalten; Er gibt dir Essen und Trinken, und ist dein Vater, den du nicht kennst. — Er: Ich möchte Ihn gern kennen; sage mir doch mehr von ihm. — Ich will's thun. Dieser unser Schöpfer Jesus Christus hat Himmel und Erde und Alles gemacht; Er hat gleich im Anfang Menschen gemacht, um Ihn, ihren Schöpfer, zu erkennen, über Alles zu lieben, und bei Ihm ohne Ende selig zu sein. So waren sie auch anfangs. Die Menschen sind aber durch Betrug des Teufels ihrem Schöpfer ungehorsam geworden, und sind des Teufels Sklaven geworden, weil sie ihm gehorsam waren; der hat sie mit seinen Stricken gebunden. — Fr. Womit hat er sie gebunden? — Antw. Mit seinen Stricken, das ist Ungehorsam gegen unsern Schöpfer und alles Böse, als Hurerei, Trunkenheit, Lügen, Bosheit gegen einander (der Indianer gewöhnliche Laster; für Unglaube hat man in ihrer Sprache kein Wort, das es völlig ausdrückte, aber umschreiben kann man's wohl). Das sind des Teufels Stricke, darin er die Menschen gefangen hält, die ihren Schöpfer nicht kennen, bis sie endlich, wenn sie so bleiben, als des Teufels Sklaven sterben und zu ihm fahren; denn der Lohn des Ungehorsams gegen den Schöpfer ist der Tod. — Fr. Sind denn alle Menschen Sklaven des Teufels? — Antw. Ja, Alle, die ihr Schöpfer nicht wieder frei gemacht hat. Das siehst du auch daran, daß sie so elende, verdorbene und böse Menschen sind; denn Alles Böse kommt vom Teufel und davon her, daß sie von ihrem Schöpfer verloren sind. Aber höre! (Káni bûssa bakánnabá): euer Schöpfer ist, weil Er die Menschen doch noch erstaunlich lieb hat, vom Himmel auf die Erde gekommen, und ist selber ein Mensch geworden, um sie von des Teufels Gewalt zu erlösen und wieder zu seinen Kindern zu machen. — Fr. Wo ist Er hingekommen? hieher in unser Land? — Antw. Jenseits der See; da hat er selbst in Seiner Mutter

Leib unser Fleisch und Blut an sich genommen, ist geboren worden wie ein anderer Mensch, ist aufgewachsen wie wir, hat etliche und 30 Jahre gelebt wie wir, arm und verspottet um unseretwillen, und hat aller Menschen Ungehorsam gegen ihren Schöpfer und ihr Verderben auf sich genommen. Und unser Ungehorsam ist Ihm wahrlich schwer gewesen: blutiger Schweiß tropfte von seinem ganzen Leibe herunter vor Angst Seiner Seele, da Er für unsern Ungehorsam bezahlte. Er fiel auf Sein Angesicht und war wie ein Todter; um unsers Ungehorsams willen haben sie Ihn nachher an ein Holz gehenkt als einen Uebelthäter; da ist er verwundet worden, Sein Haupt zerrissen, Hände und Füße durchnagelt, der Rücken zerschlagen, Seite und Herz durchstochen, daß Blut und Wasser herausfloß. Da hat er alle Tröpflein Seines Blutes vergossen, um uns von der Gewalt des Teufels zu erlösen, uns wieder zu erkaufen mit Seinem eigenen Blute und uns hiedurch zu Seinen eigenen Kindern zu machen. Da ist Er an unsrer Stelle gestorben, und dann hat Er am dritten Tage Sein Leben selber wieder genommen und ist auferstanden und in den Himmel gefahren. (In der Stube hing eine Abbildung des Heilandes am Kreuze, die sah er nach der Beschreibung der Kreuzpositur mit Verwunderung an.) Dieser unser Schöpfer schickt nun Seine Leute in die Welt aus, allen Menschen zu sagen, daß sie sich wenden sollen von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Teufels zu ihrem Schöpfer, damit sie durch Sein Blut Seine Kinder und selig werden. — Fr. Hast du ihn gesehen? — Antw. Ja; nachdem Er schon lange wieder in den Himmel zurückgegangen war, und ich sahe, daß ich ein verlorner Mensch war, und wollte gern bei meinem Schöpfer wieder selig sein, da betete ich zu Ihm mit Thränen und da zeigte er mir im Geist Seine Wunden, und daß sein Blut für mich da herausgeflossen sei. Darum

habe ich Ihn nun in meinem Herzen lieb. Er hat mein Herz gewaschen von dem Ungehorsam gegen Ihn, nun weiß ich, daß ich Sein bin und kann Ihm mit Freuden gehorsam sein; und wenn ich daran denke, wie Er mir Seine Wunden gezeigt hat, so muß ich noch vor Freuden weinen. (Hier stiegen auch ihm die Thränen in die Augen.) — Fr. Wirst du ihn nicht wieder sehen? — Antw. Ja, mit diesen meinen Augen. — Fr. Wann? — Antw. Wenn ich werde zu Ihm gehen. — Wann wirst du zu Ihm gehen? — Antw. Wann Er mich zu sich rufen wird von der Erde. Denn wir Alle, die wir mit Seinem Blute gewaschen sind von unserm Ungehorsam gegen Ihn, und Ihn nun über Alles lieb haben, wir werden zu Ihm gehen, wenn Er uns rufen wird, um immer bei Ihm zu bleiben. — Fr. So werdet Ihr nicht sterben? — Antw. Wer seinen Erlöser kennt und lieb hat, stirbt nicht. — Fr. Wirklich, sterbt ihr nicht? — Antw. Ich will dir das deutlich sagen; hör wohl zu. Du hast schon gehört, daß die Menschen von ihrem Schöpfer abgefallen sind, und sind dem Teufel gehorsam worden, der hat sie dann zu seinen Sklaven gemacht, und sein Gift in ihren Leib und ihre Seele hineingebracht; davon ist Leib und Seele durchaus verdorben. Darum wäscht unser Erlöser uns mit seinem eigenen Blute von diesem Verderben. Aber der Leib muß in die Erde, daß des Teufels Gift da ganz herausgezogen werde. Wenn unser Schöpfer uns nun zu sich ruft, so geht unsere Seele gerade zu Ihm, und unser Leib wird in die Erde gelegt, und das Gift da herausgezogen. Wenn das fertig ist, so wird unser Schöpfer auch den Leib wieder aus der Erde herausrufen, daß wir mit Seele und Leib ohne Ende bei Ihm sein sollen. — Er verwunderte sich sehr und ging bewegt hinaus, kam aber gleich wieder und fragte: Wie werdet ihr denn zu unserm Schöpfer gehen, äijumün (droben) in den

Himmel? nackend? oder müßt ihr Kleider anhaben? — Antw. Aijumün kann Niemand nackend zu Ihm kommen, sondern er zieht uns selber ein weißes Kleid an, das mit Seinem Blute gewaschen und schön gemacht ist, damit können wir dann gerade zu ihm gehen. Aber schon heute kannst du zu ihm gehen, so wie du bist, nackend und mit alle deinem Ungehorsam und Verderben, so wird Er dich um Seines Blutes willen zu Seinem Kinde annehmen. — Er sagte: Ich will meinen Schöpfer darum bitten, wie du gethan hast. — Antw. Bûssa (thu's). Er hat selbst gesagt, Er will Niemand, der zu Ihm kommt, von sich stoßen, sondern wer Ihn bittet, der soll um Seines Blutes willen selig werden, und Er ist nicht ferne von dir; Er sieht dich überall und hört Alles, was du zu Ihm sagst; Er hat dich in seinem Herzen lieb, weil Er Sein Blut für dich vergossen hat und um deines Ungehorsams willen gestorben ist. —

Am ersten Ostertag fanden wir, als wir Vormittags aus der Versammlung der Indianer-Geschwister kamen, eine ansehnliche Gesellschaft von Indianern in unserm Hause, die so eben aus dem Corentyn'schen hier angelangt waren, und unter ihnen einen der Angesehensten von der Nation der Arawacken. Sie erzählten uns, daß sie durch etliche unserer Indianerbrüder von uns und unsern Worten an die Indianer gehört hätten, und nun kämen sie, um sich darnach zu erkundigen. Man brauchte bei ihnen nicht viel Demonstrirens. Es war ihnen eine gar angenehme Botschaft, daß ihr Schöpfer für sie Mensch geworden sei, Sein Blut für sie vergossen habe und sie durch dasselbe selig machen wolle. Sie blieben vier Tage bei uns und gingen dann mit bewegtem Herzen wieder nach Hause, in der Absicht, bald wieder zu kommen.

Wir erweiterten nun unsern Versammlungssaal, und so wie des Tags ein Stück weiter gedielt war, so waren

Abends wieder so Viele da, um den Platz einzunehmen. Denn auf den Bericht, den jene Besuchende den Ihrigen zurückgebracht hatten, kamen in der Mitte des Mai in einer Woche über hundert Indianer auf's Neue zu uns, die sich schon dazu angeschickt hatten, bei uns zu bleiben, und denen hernach von Zeit zu Zeit Einzelne gefolgt sind. Da war's eine Lust, ihnen Christum Jesum vor die Augen zu malen, als ob Er unter ihnen gekreuzigt wäre (Gal. 3, 1), weil so manche durch den heiligen Geist aufgeweckte Herzen da waren, Ihn sehnlich anzusehen, um durch diesen Anblick zu zerfließen und zu genesen. Sie kamen aus Gegenden, wo sie an Nahrungsmitteln allen Ueberfluß gehabt hatten, und mußten, wie leicht zu erachten, sich hier kümmerlich behelfen. Der himmlische Vater aber sorgte dafür, daß doch zur höchsten Nothdurft Rath geschafft werden konnte; indeß war der Mangel an Lebensmitteln Ursache, daß Verschiedene mit der Zeit wieder hie und da in der Wildniß ein Unterkommen suchen mußten; doch blieb bis jetzt immer noch ein Häuflein von 300 Seelen bei uns wohnen.

Im August und September kamen die obenerwähnten Familien, die zwischen Essequebo und dem Orinoko gewohnt hatten, nach einander an. Da es mit der Widrigkeit gegen uns von außen eben sehr weit gekommen war, so ließen sich Einige durch das Drohen bewegen, daß sie nicht ganz zu uns heraufkamen, sondern ihren Weg wieder aus Berbice nach dem Corentyn'schen zu nahmen. Die meisten aber kamen zu uns, und der Heiland bekam seine Ausbeute davon, wird auch gewiß Keines, das zu seinem Schmerzenslohn gehört, zurücklassen. Darunter war nun der erste von den Pálettijus, die selbst von den Wilden „die Wilden" genannt werden, und tief im Innern des Landes wohnen, ingleichen die ersten Aquaien." —

Während unter den Indianern ein Fragen nach der Seligkeit entstand und die Brüder einer fröhlichen Zeit der Ernte entgegen sahen, waren auf's Neue allerlei Feindseligkeiten im Anzuge. Im September 1750 erschien in Berbice ein Director der Compagnie mit dem Auftrage, in der Colonie möglichst vortheilhafte Einrichtungen zu treffen. Die ihm mitgegebene Vollmacht war eine unbeschränkte, so daß für seine Anordnungen nicht erst die Bestätigung aus Holland eingeholt zu werden brauchte. An diesen Mann machten sich die Feinde der Missionare, und wirklich gelang es ihnen, ihn gegen die Brüdermission einzunehmen. Es war von ihm nichts Gutes zu erwarten; man sprach davon, daß die Brüder möglichst bald aus dem Lande geschafft werden sollten. Ein Freund machte den Missionaren davon Mittheilungen, und im Novbr. begab sich Schumann, der Advokat der Mission, nach der Stadt zu dem Gouverneur. Hier traf er den Handlungs-Director, der alsbald ihm eine Reihe von Befehlen ertheilte, z. B. daß die Missionare die Indianer nicht zu einer Gemeinde vereinigen sollten, daß für jeden getauften Indianer ein Kopfgeld gezahlt werden solle, daß die Indianer zum Dienste der Colonie angehalten werden sollten, und endlich wurden die Missionare aufgefordert, den bisher verweigerten Eid zu leisten und Waffen zu tragen. Schumann sah, daß die ganze Mission durch diese Maßregeln vernichtet werde, und im heiligen Eifer verfocht er seine Sache mit solchem Nachdruck, daß man vorläufig von der Ausführung dieser Befehle Abstand nehmen wollte. Zuletzt wurde ihm bezeugt, daß man die Brüder als fleißige und treue Bürger kenne; man wolle ihm daher eine Frist von acht Monaten bewilligen, um mit der holländischen Compagnie wegen Zurücknahme der widrigen Verordnungen zu unterhandeln. Allein das wurde den Brüdern gespart, ehe sie es ahnten. Der Director starb

wenige Wochen nachher, und die Wolken, welche sich über Pilgerhut gelagert hatten, waren zerstreut. „Wir hatten es," schreibt Schumann, „als eine besondere Bedeckung des himmlischen Vaters anzusehen, daß wir nicht Alle mit einander plötzlich fortgeschickt wurden. Er hielt aber Seine Hand über uns, daß für die Zeit kein Stiftchen verrückt wurde. Inzwischen war es wohl für uns und ihn selbst (den Director) gut, daß er nichts nach Holland melden konnte, was nachtheilige Folgen hätte haben können, da er uns von einer gar bedenklichen Ecke ansah." —

---

## Drittes Kapitel.

# Th. S. Schumann's Thätigkeit bis zu seiner Reise nach Europa.

In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in Keuschheit, in Erkenntniß, in Langmuth, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken. 2. Cor. 6, 4–7.

Am 3. März 1750 schrieb Schumann an seinen Freund Franke in Europa: „Ich sehne mich nach Geschwistern, die wieder recht warm aus dem Schooße der Gemeinde zu uns kommen." Diese auch von den übrigen Missionsarbeitern ausgesprochene Bitte wurde erfüllt, als am 12. März 1751 Beutel und Dähne in Pilgerhut ankamen. Mehrere Jahre waren sie in Europa gewesen, und die Gemeinde hatte sie als die geeignetsten Arbeiter auf's Neue in das Missionsfeld entsendet. Wie verändert fanden sie die Station! Als sie Pilgerhut verlassen hatten, zeigte sich wenig Aussicht auf eine erfolgreiche Thätigkeit. Eine in frischem Leben stehende Indianergemeinde fanden sie wieder; sie sahen mit Erstaunen ein Werk Gottes vor ihren

Augen, an welchem nun mitarbeiten zu dürfen sie sich freueten. Allein kaum waren sie angelangt, als neue Widerwärtigkeiten sich erhoben. Im Mai 1751 entriß der Tod aus ihrer Mitte den Missionar Enter, welcher sechs Jahre mit großer Treue in der Mission gearbeitet hatte. Kurz nachher wurden die neuangekommenen Brüder zur Leistung eines Huldigungseides und zum Tragen der Waffen aufgefordert. Da sie diesem Befehle nicht gehorchen konnten, so mußte Dähne mit dem ersten Schiffe nach Europa zurückkehren, während Beutel, wegen der Krankheit seiner Frau, ein Aufenthalt bis zu deren Genesung gestattet wurde. Nicht lange nachher wurden zwei Gemeindeglieder auf Verordnung des Gouverneurs von zwei Soldaten zum Dienste der Colonie weggeführt, und diese Gewaltthätigkeit brachte die übrigen Indianer in solche Furcht, daß sich ein Theil von ihnen in die Wildniß flüchtete. In dieser Zeit schwerer Heimsuchungen konnten die Missionare nichts anderes thun, als sich und ihr Werk dem Schutze des Herrn zu empfehlen. Und der zeigte es ihnen, daß er sie nicht verlasse noch versäume. „Der Heiland," schreibt Schumann unter dem 29. August 1751 an Johannes von Watteville, „erhält uns bei allen vorkommenden schweren Umständen, auch bei unseren Fehlern, zutraulich gegen ihn und getrost in Seiner Sache. Die Gnade, die Er an Seinem hiesigen Gemeinlein erweiset, und die über alles unser Denken gehet, beugt uns zu Seinen Füßen, und macht Alles, was sonst vielleicht unerträglich wäre, erträglich und leicht. Wir stehen hier in Berbice noch auf unserer Hut, unter dem Schutz unsres lieben himmlischen Vaters, im herzvertraulichen Umgang mit dem Heiland und sind sammt dem Indianergemeinlein in der Pflege des heiligen Geistes, Seine ganze Freude zu werden." — Im Juli 1751 wurde sämmtlichen Missionaren befohlen, zum Exerciren zu erscheinen. Da sie

der wiederholt an sie erlassenen Aufforderung nicht nachkamen, so ging man damit um, sie aus dem Lande zu verweisen. „Aber der Heiland machte auch diesmal einen vorübergehenden Nebel daraus," schreibt Schumann. Ein befreundetes Mitglied des Rathes ertheilte den bedrängten Brüdern den Rath, sich in einer Bittschrift statt des persönlichen Waffentragens zu einer beliebigen jährlichen Contribution zu erbieten. Der Bescheid des Rathes fiel über Erwarten gut aus. Die endliche Entscheidung wurde bis auf eine von den Directoren in Holland einzuholende Antwort vertagt. Die Brüder haben nie erfahren, wie dieselbe lautete; da man sie aber ungestört ließ, so war zu vermuthen, daß sie für sie nicht ungünstig war.

Unter diesen Drangsalen schritt das Werk Gottes an den Indianern in Segen fort. Die Gemeinde in Pilgerhut wuchs auf 300 Seelen, und Schumann dachte sogar daran, eine zweite Missionsstation anzulegen, da eine so große Zahl in der Gegend sich nicht wohl ernähren konnte. In dem erwähnten Briefe an Johannes von Watteville spricht er sich so darüber aus: „Sehen wir unsere Indianergeschwister, die allerliebsten Herzen, an, so können wir nicht glauben, daß der Heiland es zu unserer Verjagung wird kommen lassen, ohne uns wenigstens eine andere Hürde anzuweisen; denn für die Zeit wäre es, menschlichem Ansehen nach, zu früh, sie zu verlassen; und der Heiland greift immer weiter um sich. Was einmal gefaßt ist, wird an Sein Herz gewöhnt, und Er bringt von Zeit zu Zeit Mehrere herein, gibt sich ihnen in Seiner Martergestalt zu erkennen, schmelzt und entzündet ihre Herzen und thut sie durch die Taufe in Seinen Tod zum hiesigen Gemeinlein hinzu. Wir fühlen, daß Er unter uns ist, so oft wir beisammen sind. Ich kann nie mit ihnen von des Heilandes Leiden reden, ohne innige Bewegung meines Herzens, und unzäh-

lige Mal wünsche ich, daß Du, mein lieber Johannes, sie einmal möchtest um dich herum sehen, Dein Herz würde Dir gewiß nicht weniger brennen, als unter den Schwarzen in St. Thomas.*) Den 26. Mai kam eine Familie von einer weit im Innern des Landes wohnenden großen Nation, Calepina genannt, zum Besuch hieher. Die 195, die nun durch die heilige Taufe zum hiesigen Gemeinlein gezählt wurden, sind aus vier Nationen: Arawacken, Warauen, Aquaien und Assewana (bei den Blanken Caryben genannt), wiewohl von jeden der beiden Letzten nur Eins bei uns ist. Aber der Heiland hat gewiß unter diesen und den andern Indianernationen noch viele Seelen, die Ihm gehören. Daher wünschen wir von Herzen, wir kriegten Bahn in's Innere des Festlandes. Das kann aber menschlichem Ansehen nach nicht anders geschehen, als daß die Obern von dieser und der Essequebo-Colonie uns hinein lassen, weil diese die Passage besetzt halten. — Für jetzt wird uns hier der Raum zu enge für das Häuflein, das schon beisammen ist. Dreihundert Seelen und darüber, und wir hoffen doch immer noch mehr Zuwachs, können sich in die Länge hier oben an der Wironje nicht wohl halten. Unsere Indianergeschwister müssen jetzt schon den Grund und Boden zu ihren Cassabigründen bis auf einige Stunden von uns suchen, und auch so will es nicht mehr langen. Eigenmächtig dürfen wir uns nirgends niederlassen, dazu müssen wir die Erlaubniß der Directoren in Holland erhalten. Es ergeht daher an unsere lieben Brüder die Bitte, bei den Directoren für uns um das erforderliche Land Ansuchung thun zu lassen." —

Eine Zeit kurzer Ruhe trat für die Mission ein, als der Gouverneur mit einigen Mitgliedern der Regierung im

---

*) Vgl. Band III. H. 1. 2. S. 151 ff.

September 1751 einen Besuch in Pilgerhut gemacht hatte. Er untersuchte die Verhältnisse der Station auf's genaueste, ließ sich in die Wohnungen der Indianer und durch ihre Felder führen, und war mit dem, was er sah und hörte, wohl zufrieden. Ein besonderes Wohlgefallen bezeugte er an dem Obstbaumgarten, in welchen die Brüder an 2000 nutzbare Bäume gepflanzt hatten. Auch ließ er sich von den Missionaren sagen, in welcher Absicht sie sich hier niedergelassen, und welche gesegnete Früchte das Evangelium im Leben und Sterben der Indianer hervorgebracht habe. Die Station stellte sich ihm jetzt in einem ganz anderen Lichte dar, als vorher nach den ihm gemachten feindseligen Berichten. Er gab den Brüdern die beruhigendsten Zusicherungen; es war ihm eine Freude, sich mit dem Missionar Klarup, der ihn oft in der Stadt besuchte, stundenlang auf das vertraulichste zu unterhalten. Aber da traf plötzlich aus Holland eine Nachricht ein, welche die Ruhe auf's Neue störte. Die Brüder, so lautete sie, sollten den ihnen vorgeschriebenen Eid leisten, oder das Land verlassen. Einige von ihnen gehorchten, die Brüder Schirmer und Kaske aber, welche um ihres Gewissens willen sich dazu nicht verstehen konnten, verließen mit ihren Frauen das Land. Der Erstere ging nach Europa, der Andere nach Nordamerika (1752). Ein schwerer Verlust traf die Gemeinde durch die Abreise der Brüder. Sie ist jedoch die Veranlassung gewesen, daß einige Gemeindeglieder sich offen über ihren Herzensstand aussprachen. Bei Schirmer's Abreise wollten sie die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, mit der Gemeinde in Europa, oder wie sie sagten, mit ihren Brüdern und Schwestern über der großen See, brieflich in nähere Verbindung zu treten. Was sie mitgetheilt haben, ist sehr einfach geschrieben, aber es läßt uns doch einen Blick in das innere Leben der Briefsteller thun, und daher will ich

es hier einrücken. Der uns bekannte Indianer Jephtha drückt sich so aus: „Nachdem ich erwachsen war, hatte ich in so vielen Jahren meinen Seligmacher nicht gekannt. Hernach hörte ich von ihm, und bekam auch ein Verlangen, das zu erfahren, was ich hörte; hernach hat Er mich mit seinem Blute gewaschen, und das hat mich frei gemacht von meinem Ungehorsam. Das hat mein Herz hingenommen, daß Er für mich gestorben ist, und Sein Blut für mich vergossen hat. Das habe ich hernach nicht vergessen, und darum werde ich Ihn in meinem Herzen lieb haben. Darum gebe ich Ihm täglich mein ganzes Herz hin. Ich bitte Ihn herzlich, daß ich nicht ein einzig Mal von Seiner durchstochenen Seite wegkommen möge. Er hat mich erstaunlich lieb, darum hat Er mich zu sich gebracht. Ich grüße die Brüder." — Nicodemus schreibt: „Ich habe meinen Seligmacher lieb. Um Seinetwillen bin ich hieher gekommen, und ich kann nicht wieder von Ihm gehen, weil Er sich für mich hat verwunden lassen. Er hat mich mit seinem Blute erkauft; das kann ich nicht vergessen, darum verlangt mich, daß mein ganzes Herz davon voll werde. Morgen werde ich zu meiner Schwiegermutter jenseit Issequeb gehen; aber von Ihm werde ich mich nicht verlieren, denn Er verwahret mich in Seinen Wunden. Ich bin durch Sein Blut vom Teufel erlöst, und will dessen Sclave nicht auf's Neue sein. Das Wesen der Indianer in der Wildniß, die den Heiland nicht kennen, ist mir zuwider; ich kann keine Freude mit ihnen haben. Was ich von Jesu gehört habe, bleibt mir im Herzen. Gedenket an mich vor unserm Heiland." — Aquila: „Ich habe meinen Schöpfer von ganzem Herzen lieb, und ich freue mich, zu Ihm zu kommen und Seine Wunden zu küssen, wenn ich werde von der Erde gehen; denn Er giebt mir das ewige Leben. Er kennt mein Herz. Ich war von meinem Schöpfer verloren; da kam Er und

nahm das unreine, kalte und steinharte Herz von mir weg, und machte es weich durch Sein Blut. Er bleibt mir nun immer im Sinn, daß Er Sein Blut für mich vergossen hat. Er hat mir auch dadurch geschenkt, daß ich mit voller Freude zu Ihm kommen werde, um Ihn zu sehen mit Seinen Kindern, die schon vor uns zu Ihm gegangen sind." — Nathanael: „Meine Brüder, ich kenne den Heiland erst ein wenig in meinem Herzen; aber ich freue mich, daß ich immer von Ihm hören kann, weil ich gern das auch erfahren möchte, was ich von Ihm höre. Darum geht auch mein Herz den ganzen Tag mit der Sache um. Mein Herz ist allein Jesu Eigenthum. Er heilt mich von meinem Verderben. Meine lieben Brüder, ich will euch bitten, ihr wollet daran denken bei unserm Heiland, daß Er auch mich ganz in sich hinein nehmen wolle, und ich lebenslang, so lange ich auf der Erde bin, mich Seiner freuen möge. Ich bin kürzlich krank gewesen, und mich verlangte sehr, von der Erde zu gehen: ich habe einmal geweint, weil ich gern zu Ihm gehen wollte; aber Er hat mich noch nicht gerufen. Ich war sehr krank, aber in dem Herzen war Freude." — Christian: „Eben jetzt ist mein Herz kalt, darum kann ich nicht vergnügt sein. Ich will den Heiland bitten, daß Er mir Sein Blut in's Herz gebe. Ich sage zu Ihm: Du hast mich mit Deinem Blute gewaschen, so wirst Du mir auch geben, daß ich und meine Frau Deine Kinder sein mögen. Was Dir zuwider ist, wollest Du wegnehmen durch Dein Blut und uns vor dem Betruge des Teufels bewahre in Deinen Wunden. Wenn wir beisammen sind, fragen wir einander: Wie ist dir's jetzt in deinem Herzen? daß wir miteinander Ihn bitten können &c." — Die Indianerfrau Esther schreibt: „Als ich in der Sawanne wohnte, kam Enter in mein Haus und fragte mich: Kennst du deinen Schöpfer? Ich sagte: Wer ist mein Schöpfer?

Denn ich kannte ihn nicht. Hernach war der Bruder mit seiner Frau über eine Woche bei uns, da fragte ich ihn mehrmalen: Wer ist dann der Kurruruman? Da sagte er mir von Ihm. Hernach aber hat mich der Jewahu erstaunlich geplagt, und auch meine Kinder. Da sagte ich zu ihnen: wir wollen zu den Leuten hingehen; und da ich hieher kam, so hörte ich deutlich von meinem Schöpfer. Darauf ging ich hin und nahm hurtig einen Haufen Cassabi aus meinem Felde, um gleich wieder hieher zu kommen; denn ich hatte ein groß Verlangen, von meinem Schöpfer zu hören. Da war aber Thomas (ihr Mann) widrig, und Gideon (ihr Schwiegersohn) auch, und sagte: Hole deine Kinder wieder von ihnen weg. Ich antwortete: Ich muß zu meinem Schöpfer, daß ich Ihn erkennen möge; hier würde ich sammt meinen Kindern des Teufels sein. — So verlasse ich dich, sagte Thomas; ich sagte: Niapäi (gleichviel)! und kam mit allen meinen sechs Kindern hieher. Thomas war vier Nächte weg, kam aber doch endlich auch uns nach. Da wurde Isaak (Thomas Bruder), sehr böse auf uns. Ich sagte: Ihr Kinder, laßt's gut sein, wir wollen ihn lassen und ihm unser Haus preisgeben. Und so blieben wir, bis unser Cassabi verzehrt war. Hernach gingen wir wieder einmal in unser Feld, Cassabi zu holen, da hörten ich und meine Kinder, als die Sonne dastand, wo sie noch ein Viertel zu laufen hatte, (Nachm. 3 Uhr) eine schöne Musik in der Höhe. Da wurden wir alle freudig und sagten: Das bedeutet die Leute, die uns von unserm Schöpfer sagen. Hurtig machten wir unsern Cassabi zurecht, denn unsre Kinder sagten: Laßt uns doch wieder zu ihnen gehen. Den folgenden Tag gingen wir auch und ließen nun unser Feld fahren. Als wir kamen, hörte ich, daß ich sollte Jesum anrufen. Da betete ich: O Jesus, ich komme zu Dir, wasche mich mit Deinem Blute. Darauf

taufte Er mich. Nun jetzt kenne ich meinen Schöpfer und habe Ihn in meinem Herzen, auf Ihn gehet alles mein Verlangen. Er ist mir gnädig, und es ist mir wohl bei Ihm. Ich sage zu Ihm: Du kannst mich nicht von Dir werfen, ich fasse Dich mit meiner Hand. Seit meine Tochter zu Ihm gegangen, habe ich auch ein Verlangen, zu Ihm zu gehen. Ueber eins bin ich betrübt, wenn mein Herz nicht brennet gegen Ihn. Ich möchte Ihn gern recht lieb haben, weil Er für mich am Holze gestorben ist. Ich kann vor Freude darüber nicht mehr fest schlafen. Wenn die Hähne krähen des Morgens, so singe ich vor Freuden über Ihn. Da ich meinen Schöpfer noch nicht kannte, schlief ich wie ein Stück Holz, jetzt kann ich nicht mehr so hart schlafen. Wenn ich des Morgens aufwache, so weine ich auch manchmal vor Ihm und sage: Ich will gern zu Dir gehen, lieber Heiland, denn Du hast mich erlöset durch Dein Blut." — Ein lediger Bruder meldete: „Mich kann nichts selig machen, als Jesu Blut, und nichts macht mein Herz weich, als Sein Blut. Ich verabscheue den Ungehorsam gegen Ihn. Mein Herz gehört Ihm. Durch Dein Blut, mein lieber Heiland, will ich mein Lebenlang selig sein. Du liebest mich, und ich liebe Dich auch. Laß mich nur nie vergessen, daß Du für mich gestorben bist. Das garstige harte Herz nehme Dein Blut ganz weg von mir, und gieb mir immer ein seliges weiches Herz." — Eine ledige Schwester schrieb: „Weil ich meinen Schöpfer gern wollte kennen, bin ich von meiner Mutter weg hieher gekommen. Ich sagte zu Ihm: nimm Du mich an zu Deiner Tochter. Er hat mich dann gewaschen mit Seinem Blute, da wurde mein Herz freudig. Nun kann ich Ihn nicht vergessen." —

Die Störungen des Missionswerkes Seitens der holländischen Regierung hörten seit dem Jahre 1752 auf. Die Kränkungen, welche einige feindselige Europäer den Brüdern

anzuthun suchten, waren für ihre Arbeit kein Hinderniß. Im frischen fröhlichen Glauben arbeiteten sie weiter; und der Herr bekannte sich zu ihnen mit seiner Gnade und mit seinem Segen. Der Besuch in Pilgerhut mehrte sich; aus den entferntesten Gegenden kamen Indianer herzu, die das, was sie von Jesu Christo, ihrem Heilande, gehört, bei ihrer Rückkehr in die Heimath erzählten, und dadurch auch andere zur Reise nach der Missionsstation veranlaßten. Andere von den Besuchern fühlten sich so mächtig von der Predigt des Evangeliums angezogen, daß sie nicht wieder von Pilgerhut ziehen wollten. Sie behalfen sich lieber im Aeußerlichen, nur um ihren Heiland kennen zu lernen. Schumann schreibt darüber u. A. an den Grafen Zinzendorf unter dem 28. Januar 1753: „Das Wort von Jesu Leiden greift in dieser Gegend weiter und findet immer mehr Herzen, denen damit gedient ist, und die zu Seinen Wunden hingezogen werden. Davon haben wir in den vergangenen Monaten wieder angenehme Exempel gesehen. Das braune Gemeinlein geht in der Meditation über seinen Mensch gewordenen Schöpfer und Sein blutiges Leiden hin und ist alle Tage wieder hungrig, davon zu hören in den allgemeinen Versammlungen früh und Abends, in den aparten Viertelstunden für die verschiedenen Klassen und bei unserm täglichen Umgang mit ihnen. Verschiedene sind in einer artigen Vorbereitung, unter ihrem Volke brauchbar zu werden, und wir suchen ihnen darin behülflich zu sein. . . . Im vorigen Jahre und besonders in den letzten Monaten desselben sind Verschiedene wieder auf's Neue aufgerufen worden zu den Wunden ihres Erlösers, nicht nur solche, die da kommen, hören und dann wieder nach Hause gehen, sondern die auch gern ganz bei uns bleiben wollen, und sich behelfen, so gut sie können, um bei dem Hören des Evangelii durch Seine Wunden selig zu werden. Im

October kam eine kleine Familie von vier Personen aus dem Corentynschen an. Wir konnten sie nicht wegschicken; das Wort von Jesu Leiden bewies seine Gotteskraft an ihnen, und der Heiland hat ihnen auch bereits die Gnade der heiligen Taufe widerfahren lassen. Jetzt können sie Ihm mit Freudenthränen danken, daß Er auch sie mit Seinem Blute erkauft hat, und gehen in der Pflege des heiligen Geistes ihren Gang mit kindlich vergnügtem Herzen." —

Die Cassabifelder in der Gegend von Pilgerhut reichten nicht aus, um die immer zahlreicher werdende Gemeinde zu ernähren. Die Indianer sahen sich daher genöthigt, in entfernteren Gegenden ihre Aecker zu bebauen. Allein die dadurch verursachte längere Abwesenheit von der Missionsstation gab zu vielen Besorgnissen Anlaß. Sie lebten dort ohne alle geistliche Pflege, die heidnischen Sünden kamen häufig zum Vorschein. Diesem Unwesen vorzubeugen, beschlossen die Brüder, aus der Gemeinde Nationalgehülfen und Gehülfinnen zu erwählen, welche die wandernden Gemeindeglieder als Seelsorger begleiten sollten. Einige Indianer hatten schon für dieses Amt viel Geschick gezeigt, ohne gerade förmlich dazu berufen zu sein. So war Jephtha, wie Schumann sagt, „allezeit in der Gesellschaft, in welcher er ist, von Natur Helfer." Auch mehrere Familienväter versahen in ihren Kreisen diesen Dienst. Im Februar 1753 sonderten die Missionare acht Indianer und eilf Indianerinnen zu Helfer und Helferinnen aus. Wöchentlich einmal wurde mit ihnen eine Conferenz gehalten, in welcher sie nähere Anweisungen zu ihrem Amte empfingen. Jephtha war der erste Arawacke, welcher im August 1753 ein öffentliches Zeugniß von dem Heilande vor der Gemeinde ablegen konnte. Der Segen dieser neuen Einrichtung trat besonders im folgenden Jahre 1754 hervor. Die mißrathene Ernte an Cassabi verursachte eine große Theuerung. Die

Gemeinde gerieth in die äußerste Noth, die um so empfindlicher war, als ihr das Wenige, was ihre Felder trugen, von Soldaten und Negern theils geraubt, theils verwüstet wurde. Viele Indianer waren genöthigt, Pilgerhut zu verlassen und in entlegeneren Gegenden ihr Brod zu suchen. Die Brüder sahen jedoch darauf, daß nur solche Gegenden zur Niederlassung gewählt wurden, von wo aus die Verbindung mit der Gemeinde ohne große Mühen möglich war. Die Helfer waren im Besuche der Abgezogenen recht treu und versahen ihr Amt mit immer mehr Geschick. In dem erwähnten Briefe vom 28. Januar 1753 an den Grafen Zinzendorf stellt Schumann die damalige äußere Lage der Station so dar: „Das Indianerhäuflein, so viel ihrer bei uns wohnen, hat jetzt wieder eine Probe zu bestehen, da ihnen bei dem gegenwärtigen Mißwachs ihre Cassabiwurzeln von den Soldaten mit Gewalt genommen und auf's Fort geschafft werden. Wir wissen nun, daß dieses auf Befehl des Gouverneurs geschieht; doch machen's die, welche er sendet, schlechter, als es seine Absicht sein mag, indem sie, was noch nicht reif ist, muthwillig verderben. Wir können aber dabei ganz kindlich sein, und dem Heiland zutrauen, daß Alles dazu wird mitwirken müssen, um Seine Sache in Berbice auf das von Ihm vorher gesehene Fleckchen zu bringen. Erstlich haben wir das Vergnügen, bei dieser Gelegenheit noch mehr als bisher zu sehen, wie der Hang zum Heiland und zu ihren Lehrern bei den lieben Indianern gewurzelt ist. Sie ertragen diese Mißhandlungen geduldig, sinnen auf neue Mittel, bei uns wohnhaft bleiben zu können, und wollen gern ihren Cassabi ein und mehrere Stunden weit von andern Plätzen hertragen. Wir haben die Sache mehrmals vor dem Heiland überlegt, und sind jedesmal angewiesen worden zum Stillesein und uns mit der Sache (den Raub ihres Cassabi) nicht zu befassen, auch

unsern Geschwistern zum Stillesein und zum geduldigen Leiden zu rathen. Sodann haben wir einigen Familien den Rath geben können, sich bequeme Plätze in der Wildniß auszusuchen, wo wir sie besuchen, und auch sie zu uns kommen können, so oft sie wollen. Wir denken also einige Familien, die hier keinen Platz mehr zu ihrem nothdürftigen Unterhalt haben, ziehen zu lassen, und diejenigen, denen es gar nicht eingehen will, sich von uns zu entfernen, und insonderheit die, welche der Heiland in der Zubereitung hat, Gehülfen unter ihrer Nation zu werden, noch bei uns zu behalten; und dann kommen immer wieder auf's Neue Seelen, die einen Zug zu ihrem Schöpfer und Seligmacher fühlen, und denen es gemüthlich und gut ist, ein oder etliche Jahre hindurch bei uns zu sein. Ueberhaupt aber dünkt mich, können wir uns hier auf nichts ganz fest setzen, sondern haben von Zeit zu Zeit Acht zu geben, in was für Wege Er und unser lieber Vater im Himmel es schicken wollen. Denn die Seelensache, an die der Heiland sein Blut gewendet hat, wird doch immer von Ihm erhalten bleiben." — Als im Jahre 1755 Nathanael Seidel aus Bethlehem in Nordamerika zur Visitation der Mission sich in Pilgerhut vier Wochen lang aufhielt, konnte er sich recht freuen über das frische Leben der Helferschaft und über die Bekenntnisse, welche einzelne Glieder derselben ablegten. Isaak sagte: „Ich habe gedacht: Lieber Heiland, wir haben so oft gewünscht, daß Brüder aus Bethlehem uns besuchen möchten; da wir sie nun bei uns haben, so gib doch, daß der ganze Zweck, warum Du sie hergeschickt hast, an uns erreicht werde." — Nathanael bezeugte: „Ich habe zum Heilande gesagt: Du bist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist; beweise dieses auch an mir, der ich mich als einen sehr elenden Menschen kenne." — Jephtha bekannte: „Mir hat angelegen, und ich habe es dem Heilande

gesagt, daß Er mein Herz ganz heilen und mit Seinem Blute entzünden möge, damit ich den armen Leuten von meiner Nation, die Ihn noch nicht kennen, mit einem seligen und warmen Herzen bezeugen könne, was ihr Schöpfer an sie gewendet hat." — Die Helferin Maria sagte: „Mir hat wehe gethan, daß meine Kinder noch keine gehorsame Herzen haben; das habe ich dem Heiland geklagt, und da habe ich gefunden, daß ich selbst Schuld daran bin, weil mein eigen Herz nicht immer warm von Jesu Blut gewesen ist." — Ein anderer Helfer sagte: „Ich habe in diesen Tagen viel an die Erstlinge aus den Heiden gedacht, und es ist mir dabei so gewesen: Lieber Heiland, diese kamen zu dir mit Gold, Weihrauch und Myrrhen; ich bin von Murruka, (einem fernen Wohnorte wilder Indianer) zu Dir gekommen, und habe Dir nichts zu bringen, als ein armes, verderbtes und unreines Herz, aber das sollst Du auch ganz haben und ewiglich behalten, und damit machen, was Du willst. Mache es hier nur auf Erden ganz fertig, wie Du es gerne hättest, wenn ich zu Dir kommen werde. Jene gingen wieder in ihr Land, nachdem sie Dich gesehen; ich will bei Deinen Kindern bleiben, bis Du mich zu Deiner Familie droben rufen wirst." —

Die Gemeinde in Pilgerhut durfte sich während der nächsten Jahre lang ersehnter Ruhe erfreuen. Die Regierung der Colonie zeigte sich sehr wohlwollend gesinnt, der Gouverneur kam mehrere Male zum Besuche und sprach darüber sein Bedauern aus, daß man früher die Mission so wenig unterstützt habe. Schumann entwarf für die Thätigkeit der Brüder einen bestimmten Plan, der in der folgenden Zeit beobachtet worden zu sein scheint. „Den hiesigen Plan anlangend," so schreibt er dem Grafen Zinzendorf, „so bin ich der Meinung, was wir bei den jetzigen Umständen thun können, kommt darauf hinaus:

1) den Mensch gewordenen und für die Sünde der Welt gestorbenen Schöpfer frei zu verkündigen, allen Indianern, die zu uns kommen und davon hören mögen; daß sie deswegen freien Ein- und Ausgang bei uns haben, und zu dem Zweck sich auf längere Zeit bei uns aufhalten können, wenn sie wollen; 2) bei denen dabei ein herzliches Verlangen entsteht, durch Sein Blut von ihren Sünden gereinigt zu werden, das Leben aus Seinen Wunden in's Herz zu kriegen und auf ewig Sein eigen zu sein, und die zu dem Ende um die heilige Taufe bitten, sorgfältig zu prüfen, ob es Grund hat und bleibt, und wenn Ja, sie in den Tod Jesu zu taufen; 3) sie hernach bei uns wohnen zu lassen, so lange sie nur können, und uns ihrer, nach der Gnade, die der Heiland schenkt, speciell anzunehmen; denjenigen aber, deren Umstände wegen Mangel am Lande zu Cassabipflanzungen (denn unser Platz besteht aus nicht mehr als 42 Acker Landes) es nicht zulassen, sich auf Jahr und Tag zum Wohnen bei uns einzurichten, so viel möglich förderlich zu sein, daß sie sich an bequemen Orten niederlassen, von wo aus sie uns fleißig besuchen können; 4) und da wirklich noch gegen 300 Seelen auf unserm kleinen Platz bei uns wohnen, Einigen von denen, die nun etliche Jahre bei uns gewesen, zu rathen, daß sie sich in einer andern Gegend niederlassen, und uns fleißig besuchen; so wird auch für Andere, die auf's Neue kommen, etwas Raum. Mit den aus Wicky zu uns gekommenen Indianern geht es darin nach Wunsch. Sie werden künftig zu ihrer Nothdurft auf ihren vorigen Wohnplätzen ihren Unterhalt finden, und können doch die meiste Zeit bei uns sein. Doch ist dieser Punct noch nicht ganz im Klaren, weil wir 5) die Communicanten gern bei uns oder doch nicht gar zu weit von uns hätten, und fast in jeder Familie Eins und das Andere zu dieser Klasse gehört, sie auch selbst keine Lust haben, von

uns zu ziehen, sondern sich für die Zeit so gut durchhelfen, als sie können. Dies wird wohl künftig sich besser aufklären, und die Noth dürfte es vielleicht lehren, weil es hier herum für ihre Nothdurft immer knapper wird. 6) Insonderheit tragen wir es darauf an, daß die vom Heiland angewiesenen Gehülfen zum Dienst unter ihrer Nation bei uns wohnen können. Vielleicht kommt bald die Zeit, daß man sie mit Nutzen aussenden kann, um die anderwärts Wohnenden an solchen Orten zu besuchen, wo wir nicht hinkommen können. 7) Mit den Kindern, deren gegen 80 hier wohnen, umzugehen auf den Fuß von Kindereltern, ihnen täglich in einer aparten Versammlung den Heiland in Seiner Marter vorzumalen, sie in den Häusern zu besuchen, und den Eltern möglichst Anleitung zu geben, wie sie nach dem Sinn Jesu mit ihnen umzugehen haben. — Das ist etwa meine Idee von unserm Plan für die Zeit, bis wir einmal in's Geraume kommen, damit wir auf der einen Seite nicht zu viel neues Aufsehen machen, und auf der andern der Lauf des Evangelii so weit gehen kann, als der Heiland will, und allen den Seelen, denen es um ihren Schöpfer und Erlöser zu thun ist, sie mögen bei uns wohnen oder nicht, nach ihrem Wunsch und Bedürfniß gedient werden kann." —

Den Brüdern war es eine große Freude, die gläubigen Indianer immer mehr in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi wachsen zu sehen. Schumann's Briefe aus dieser Zeit sind voll Lobes und Dankes gegen den Herrn, der so sichtlich sein Aufsehen über die junge Indianergemeinde hatte. Man kann nicht ohne Anbetung lesen, was er von den seligen Wirkungen des Wortes Gottes an den Herzen meldet. So schreibt er in einem Briefe vom 3. Sept. 1756: „Wenn man sich die hiesigen Umstände ansieht von innen und außen, und bedenkt dabei, wer wir sind, wie arme un-

verständige Kinder, so möchte man sich verkriechen; aber „mit Ihm und in dem Namen Sein!" das macht wieder Muth. So lange Er vorangeht, wollen wir getrost folgen; Er wird uns die Gnade schenken, daß wir uns durch Nichts irre machen lassen. Er sei uns nur gnädig, und lasse es uns wissen! Sein Herz steht uns Sündern offen und läßt uns bei dem Blick nach der Höhe, wo er so blutig um uns weinte, etwas fühlen, daß die Worte nicht ausdrücken. Die blutigen Triebe Seines Herzens halten uns zusammen, daß Jedes gern Seele und Glieder herleihet zu dem seligen uns von Ihm anbefohlenen Geschäft. Seine mütterliche Behandlung und Pflege der braunen Schäflein ist mir manchmal zum Erstaunen und Anbeten. Unser Stammeln von Seinem Tod und Leiden begleitet der heilige Geist mit seiner Lehrerkraft. Wir können, Gottlob, auch sagen: „Wenn man den Braunen was vom Martermann erzählt, so wird gar manches Auge naß, es freut sich Leib und Seel!" Manchem funkeln die Augen vor Freude bei Beschreibung der Martergestalt und des Mutterherzens Jesu; einem Andern fließen die Thränen. Es ist wohl nicht durchgehends so; daran fehlt noch viel; aber alle sind doch Objecte der speciellen Erbarmung des Heilandes, und die angenehme Hoffnung bleibt in's Ganze: „Du wirst uns noch halten deinen theuern Eid, daß wir sollen werden, Lämmlein, Deine Freud!" Beim Abendmahl beweiset sich der Heiland an dem braunen Gemeinlein so, daß sie nichts Größeres und Seligeres zu wünschen wissen, als Jesu Fleisch und Blut. Die Zahl der Communicanten ist gemeiniglich 60 bis 70. Zwar sind ihrer ins Ganze über hundert. Aber erstlich sind immer Einige nicht zu Hause, und dann kommt unter denen, die zu Hause sind, bei diesem und jenem etwas vor, daß es für diesmal nicht mitgehen kann. Denn wir haben uns von Anfang an mit ihnen auf den Fuß gesetzt,

wo sich ein Bedenken findet, beim Heiland zu Rathe und alsdann gerade durch zu gehen. — Aus der Helfergesellschaft gehe ich nie ohne Segen für mein Herz; es ist mir eine unserer wichtigsten Versammlungen, und ich weiß nicht anders, als daß unser Herr und Aeltester jedesmal darin zugegen ist als Präses. Alle Mitglieder hat der Heiland durchs Loos dazu gezählt; sie sind aber doch nicht von Einerlei Gattung. Einige, glaube ich, sind darin um ihrer zahlreichen Familien willen, auf die es auch einen merklichen Einfluß hat; Andere aber, zu Zeugen von Gottes Marter unter ihren Landsleuten zugezogen zu werden. Bei diesen läßt sich auch gut wahrnehmen, daß die Arbeit in ihren Herzen darauf geht, und daß sie Einsicht in des Heilandes Plan bekommen. An Gelegenheit, Samen auszustreuen, fehlt es ihnen fast nie, da der Besuch von Auswärtigen bei uns unausgesetzt fortgeht, und sie manchmal etliche Tagereisen weit wandern. — Kürzlich hat uns der Heiland die Freude gemacht, Mehrere recht selig in Seine ewige Sicherheit heimzuholen. Ueberhaupt freuen wir uns, daß Er angefangen hat, von der hiesigen Saat einzuernten; denn wir haben seit einem Jahr 18 von unsern Indianergeschwistern in die obere Gemeinde abgegeben." — Ebenso erfreuliche Mittheilungen enthält ein späterer Brief vom 9. April 1757. Darin heißt es u. A. so: „Den braunen Geschwistern schmeckt das Evangelium von dem Schöpfer, der ihr Heiland ist, immer besser. Die Geschwister, insonderheit die Communicanten, lernen ihr Herz mehr kennen, und die Nähe und der herzvertrauliche Umgang mit dem ungesehenen Freunde ihrer Seele wird ihnen unentbehrlich. Unter den Kindern zündet das Wort von Jesu Leiden bald hie bald da; zu Zeiten wehet auch ein lebendig machender Wind durch die ganze Kinderschaar. Den Eltern liegt es an, ihre Kleinen dem Heiland in Seine Arme zu liefern, und die Helferge-

schwister helfen darin treulich, insonderheit die vier, denen es besonders aufgetragen ist. Die Wahrheit, daß der Heiland unser Bruder, unser Fleisch und Gebein ist, unsere Glieder trägt, und alle geheiligt hat, wendet der heilige Geist an auf jede Abtheilung von den unserer Pflege Befohlenen, und macht sie ihnen klar. So oft darauf gedeutet wird, spürt man ein Gefühl davon in den Herzen, wiewohl in einer Abtheilung mehr, als in der andern, und in selbiger ist wieder ein großer Unterschied unter den einzelnen Personen. Unter den verehelichten Geschwistern kann ich nicht anders sagen, als daß sich allezeit und durchgehends der Eindruck von der Wahrheit zeigt, wenn sie davon hören. An einigen aber sieht mans augenfällig, daß sogleich ihr ganzes Herz dabei ist, und die milden Thränen zeugen von dem sehnlichen Verlangen, so zu werden, wie Er war, oder wie Er sie gern hätte. Ich danke dem Heiland kindlich, daß ich für mein eigen Herz allezeit profitiren kann. Im vorigen Jahre sind verschiedene Heiden von Neuem durch unsere braunen Geschwister aufgefordert worden, sich Jesu zu ergeben, auch haben uns Einige der hie und da zerstreut Wohnenden gar sehr erfreut." —

Schumann hatte mit den übrigen Brüdern schon längst gewünscht, neben Pilgerhut, wo die wachsende Indianergemeinde sich nicht ernähren konnte, andere Missionsorte anzulegen. Namentlich richtete er sein Augenmerk auf das Corentyn'sche, wo eine große Zahl heilsbegieriger Indianer wohnten. „Ich werde dem Heiland mit Freudenthränen danken," schrieb er am 14. November 1755 dem Grafen Zinzendorf, „wenn ich's erlebe, daß wir an der Saramaka und Corentyn Etablissements für die Indianer bekommen könnten. Saramaka wäre eine bequeme Gegend, wo ein Indianer-Gemeinlein wohnen und gepflanzt werden könnte, außer Connexion mit Blanken und andern

Indianern. In Corentyn aber würde dem Ansehen nach der fruchtbarste Platz sein zur Gewinnung Mehrerer für den Heiland, und es könnte da auch ohne Schwierigkeit ein Häuflein brauner Geschwister bei den Brüdern wohnen. In Berbice könnte dabei allezeit ein schöner Werbeplatz für den Heiland bleiben, weil das Evangelium von hier aus unter die Indianer jenseits des Essequebo kommen kann." Die Gemeinde in Europa war den Plänen Schumanns nicht entgegen. Der von ihr zur Visitation der Mission im J. 1755 entsendete Bruder N. Seidel hatte den Auftrag, während seines Aufenthaltes in Pilgerhut diese Angelegenheit mit den Missionaren in ernstliche Erwägung zu ziehen. Schumann begab sich mit ihm nach Paramaribo, um mit dem Gouverneur wegen des nöthigen Landes zu verhandeln. Unterweges hatten sie Gelegenheit, die Gegend näher zu untersuchen. Am Corentynflusse und an der Saramaka fanden sie passende Stellen zur Anlegung der neuen Stationen. Der Gouverneur van der Meer kam ihren Vorschlägen freundlichst entgegen und bewilligte gern das erforderliche Land. „Er ist," schreibt Schumann, „ein billiger und verständiger Herr und wünscht, daß sich Brüder in Surinam etabliren möchten, und zwar nach unseren Vorschlägen. Von Bedingungen verlangte er weiter nichts, als daß die Indianer, die sich dort setzten, mit den entlaufenen Negern kein Complot machen, sondern wenn sie etwas dem Lande Nachtheiliges von der Seite entdecken, sie der Obrigkeit Nachricht davon geben. Da wir bei Gelegenheit, daß man dem Herrn Gouverneur eine Idee von unserer Arbeit unter den Heiden machen mußte, etwas von dem Segen unter den Negern in St. Thomas erzählten, so frappirte ihn dies ungemein, und wir haben da gesehen, daß man uns hier gern unter den Negern arbeiten lassen würde, wenn die Brüder nur zum voraus dafür stehen

könnten, daß hier eben das herauskommen würde, was in St. Thomas herausgekommen ist." Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde bei den Directoren der Handels-Compagnie in Holland die Abtretung des erforderlichen Terrains beantragt. Am 1. Juli 1756 traf in Pilgerhut die Nachricht ein, daß der Gründung der Missionsstationen nichts im Wege stehe und die Wünsche der Brüder erfüllt werden sollten. „Wir beten den Heiland darüber an," sagt Schumann, „und bitten Ihn von Herzen, es recht bald völlig zu Stande zu bringen. Ein eigenes Plätzchen am Corentyn zu haben, ist mir etwas Unschätzbares. Ich glaube, wir könnten auf dieser ganzen Küste keinen bequemeren Standplatz finden, das Netz des Heilandes auszuwerfen, als da. Wie groß das Stück Land ist, darauf kommt es dort, dünkt mich, nicht an, weil keine Europäer daselbst wohnen, auch gewiß keine kommen werden, sondern nur, daß man einen festen Wohnsitz hat, und die Geschwister nicht verjagt werden können, wenn sie anfangen, die Früchte ihrer Arbeit zu ernten." Im Frühjahr 1757 legten fünf Brüder die Missionsstation Saron an der Saramaka an, wohin Schumann im August 30 Indianer aus Pilgerhut zur Niederlassung führte. Bald nachher erfolgte die Gründung eines zweiten Missionsortes Ephrem am Corentynflusse. Die beiden neuangelegten Stationen wurden theils von Brüdern aus Pilgerhut, unter ihnen auch Dähne, theils von den aus Europa gesendeten Missionaren bezogen.

## Viertes Kapitel.

# Ch. H. Schumann's letzte Lebensjahre. — Ende der Indianermission in Pilgerhut.

Darum fleißigen wir uns auch, wir sind daheim oder wallen, daß wir ihm wohlgefallen. 2. Cor. 5, 9.

Schumann sah in der Gründung der neuangelegten Stationen die Erfüllung lange gehegter Wünsche. Der Schall des Evangeliums, hoffte er, werde von ihnen aus sich tief in das Innere des Landes verbreiten. „Von dort aus," schreibt er, „ist uns der Weg offen zu den verschiedenen Indianernationen längs dieser Küste, bis an den Orinokostrom auch für weiße Brüder, und namentlich zu der großen Nation der Calepina." Er selbst fühlte sich zu neuem Eifer in dem ihm anvertrauten Werke angetrieben. Aber ehe er sein geliebtes Pilgerhut wiedersah, erhielt er die Nachricht von dem plötzlichen Heimgange seiner trefflichen Gattin. Sie war am 30. August 1757 gleich nach der Geburt zweier Zwillingssöhne selig entschlafen und am folgenden Tage beerdigt worden. Schumann war aufs Tiefste erschüttert. Er eilte nach Hause zurück, und gab kurz darauf der Gemeinde in Europa Nachricht von seinem schweren Verluste. „Die Wehmuth und den Schmerz über diesen Verlust," sagt er, „kann ich nicht ausdrücken, ob ich wohl dem Heiland nicht genug danken kann, daß er mir ein so

treues Herz zehn Jahre lang geschenkt hat. Um so mehr thut es mir weh, daß ich ihr die letzte Liebespflicht nicht habe erweisen können; ich könnte mir's nicht vergeben, wenn meine Reise nicht unumgänglich gewesen wäre. Sie willigte auch darin und übergab sich ganz dem Heilande, der es dann so gefügt hat, wie es für sie freilich am seligsten ist; aber ich habe meinen Verlust schmerzlich zu beweinen, sie fehlt mir überall. Ihr Herz hing am Martermann, und sie war seine Sünderin. Ich werde es nie vergessen, mit welchen Liebes- und Beugungsthränen sie Ihm jedesmal beim Genusse seines Leibes und Blutes zu Füßen gesunken ist . . . In diesem Jahre hatte sie oft Ahndungen vom Heimgehen, und manchmal die lieblichsten Träume davon, daß man es ihrem Blicke des Morgens ansahe, daß es ihr beim Heilande und bei der Gesellschaft um ihn herum sehr wohl gewesen war. Unter den Indianer-Geschwistern war sie wie eine Mutter geliebt und geehrt." Der Verlust der Gattin war nicht der einzige, welchen Schumann zu betrauern hatte. Zwei der trefflichsten Glieder der Indianergemeinde raffte der Tod kurz nach einander hin. Jephtha, der wackere Nationalgehülfe, hatte den Missionar auf seiner letzten Reise begleitet; auf dem Heimwege verschied er selig im Glauben an seinen Heiland. Wie „ein Patriarch" hatte er unter den Indianern gewandelt, und man begreift leicht, wie sehr Schumann durch seinen Heimgang betrübt wurde. Ihm folgte kurze Zeit nachher der Indianer Cornelius.

Schumann hatte früher schon den Wunsch geäußert, einmal wieder in den Schooß der Gemeinde in Europa zurückkehren zu können; er meint, wenn ihm das vergönnt werde, so sei ihm das eine Gnade, die er vom Heiland mit dankbarer Freude annehmen werde. Nach so vielfachen Trübsalen fühlte er sich außer Stande, ferner die Leitung der Mission fortzusetzen, und er beschloß, mit seinen beiden

Töchtern nach Europa zu gehen, um leiblich und geistig gestärkt in seinen Wirkungskreis zurückzukehren. Nachdem er mit den zurückbleibenden Brüdern sich darüber berathen hatte, wie es während seiner Abwesenheit mit der Missionsthätigkeit gehalten werden sollte, bestieg er im September 1758 in Begleitung des Missionars Schmidt das Schiff, das ihn im Dezember desselben Jahres nach Europa brachte. Ein ganzes Jahr blieb er in den dortigen Gemeinden, eine reiche Erquickung fand er in dem Kreise seiner älteren Freunde. Auch führte ihm der Herr im October 1759 eine zweite Gattin zu, die ihm eine treue Gehülfin bis an seinen Tod gewesen ist.

Das Jahr, welches für Schumann ein Jahr großer Freude war, brachte der Gemeinde in Pilgerhut große innere und äußere Anfechtungen. Die beiden zurückgebliebenen Brüder waren nicht ordinirt und glaubten sich darum zur Verwaltung der Sacramente nicht berechtigt. Ein aus Bethlehem in Nordamerika versprochener ordinirter Missionar blieb aus. In dem ganzen Jahre wurde das heilige Abendmahl nicht gefeiert. Die Kinder der gläubigen Indianer blieben ungetauft. Die Gemeinde ließ den Muth sinken. Auch äußere Noth drückte sie hart, als im ganzen Lande ein großer Mangel an Lebensmitteln eintrat. Die Folge von der schlechten Nahrung war eine verheerende Seuche, welche an 40 Indianer hinraffte. Auch viele Europäer, unter ihnen der den Brüdern geneigte Gouverneur, sanken ins Grab. Schaarenweise flohen die Indianer von Pilgerhut theils nach Saron, theils in das Innere des Landes. Oft fanden sich nur zehn bis zwölf Zuhörer zu den gottesdienstlichen Versammlungen ein.

Am 23. Januar 1760 langte Schumann mit seiner Gattin und einigen neuen Missionaren in Paramaribo an. Er nahm von hier in Begleitung Dähne's, welcher ihm

entgegengereist war, seinen Weg über Saron und Ephrem. Auf beiden Stationen fand er das Werk der Brüder in fröhlichem Fortgange. Ueber Saron schreibt er an Joh. von Watteville: „Das dortige Gemeinlein, aus 43 Seelen bestehend, ist wirklich eine liebliche Blume, die unter des heiligen Geistes Pflege grünt und wächst, und dem Heiland zur Freude werden wird. Sie haben sich mit ihren Kostgründen sehr hübsch eingerichtet, und bereits so viel, daß nun mehrere hinziehen und ihr Bestehen finden können. Was den eigentlichen Plan betrifft nämlich, daß daselbst ein indianisches Ortsgemeinlein gepflanzt und gepflegt werde, so habe ich Ursache gefunden, dem Heiland zu danken, daß Er es so weit gebracht hat, als es ist. Im Aeußern haben sie das Schwerste überstanden. Die nöthigen Gebäude sind fertig.“ Von der Station Ephrem am Corentynflusse, wo er am 26. März ankam und die Brüder wohlauf fand, meldet er: „Der Heiland hat ihre Arbeit gesegnet, daß in der Zeit wirklich dem Anfang nach das geworden ist, was der Heiland eigentlich mit diesem lieben Oertchen am Corentyn im Sinne hat. Sie haben angefangen, ein Wohnhaus zu bauen, das, wenn es so ausgeführt wird, wie es angefangen ist, das schönste auf unsern hiesigen Plätzen sein wird. Das Haus war gerichtet und halb gedeckt. Eine Stube davon wurde auch so weit gebracht, daß wir darin Versammlung und Abendmahl halten konnten, welches letztere den 31. März von 22 Geschwistern, worunter 12 indianische, auf's seligste gehalten wurde. Verschiedene von der Corentynschen Diaspora, insonderheit Immanuel mit seiner Familie, haben angefangen, sich bei den Brüdern anzusiedeln. Ihre Kostgründe waren fertig, und es sind noch Mehrere im Begriff, ihnen zu folgen.“ Am 8. April 1760 kam Schumann in Pilgerhut an. In die Freude des Wiedersehens mischte sich der Schmerz über so manchen

Verlust. „Meine Sache hier," schreibt er, „ist für jetzt denken, beten und manchmal weinen, und dabei den Versöhner und Sünderfreund und seine Martergestalt Allem, was da ist und uns nahe kommt, vorzumalen." Doch fand er mit den übrigen Brüdern einen reichen Trost in dem, dessen Wege sind eitel Güte und Wahrheit denen, die seinen Bund und Zeugniß halten. Mit neuem Eifer wurde die Arbeit angegriffen. Schumann fühlte es besonders in dieser Zeit, in welcher, wenn auch seltener, die Seuche immer noch Opfer forderte, welch' eine Gnade es ist, den Heiland den Sündern anpreisen zu dürfen. Von den Heimgegangenen gedenken wir des Gemeindegliedes, das wir schon als den Erstling aus der Arawackennation kennen lernten. Am 31. August 1760 entschlief die alte Hannah. Sie war nach ihrer Taufe im J. 1748 in Pilgerhut geblieben und hatte bis in ihr hohes Alter hinein im kindlichen Glauben an ihrem Heilande gehangen. „Sie wurde," schreiben die Missionare, „von den europäischen und Indianer-Geschwistern als eine Mutter in Israel geliebt und geehrt. Sie hatte die Freude über 30 ihrer Familie, Kinder, Enkel, Urenkel und deren Kinder zu sehen; und daß sie gegen 100 Jahre, wo nicht darüber, alt sein mußte, kann man daraus schließen, daß ihr Urenkel Nathanael bereits 40 Jahre alt ist. Mit ihrer ganzen Familie machte sie den Verlaß, unverrückt an dem Heiland zu hangen, und bei Seiner Gemeinde zu bleiben. Ihre letzten Worte nach dem Genusse des heiligen Abendmahls waren: „Nun freue ich mich, meinen Heiland zu sehen," welches Glück ihr auch Tags darauf zu Theil wurde." —

Die Gemeinde ahnete nicht, daß sie wenige Wochen später ihrem geliebten Schumann das Grab bereiten müsse. Gott rief seinen Knecht aus der Arbeit zu einer Zeit, wo er der Mission noch so nothwendig schien. Nur

sechs Monate nach seiner Rückkehr aus Europa wirkte der wackere Zeuge in der Gemeinde. Am Sonntage, den 28. September 1760, predigte er Vormittags über die Auferweckung des Lazarus (Joh. 11.) und Nachmittags hielt er eine Conferenz mit den Mitarbeitern. Noch stand er in der Fülle der Kraft und Gesundheit. Aber am folgenden Tage, nachdem er mit seinen Indianern auf dem Felde gearbeitet und sich sehr angestrengt hatte, fühlte er sich unwohl, daß er die von ihm gewöhnlich gehaltene Versammlung einem der Brüder übertragen mußte. Als es am folgenden Tage besser mit ihm wurde, hielt er mit den Kindern eine Stunde. Nach derselben trat ein heftiger Fieberanfall ein. Seine Kräfte schwanden zusehends, er selbst fühlte sein nahes Ende, und Gedanken an den Tod beschäftigten seine Seele. Missionar Vögtle redete mit ihm häufig von dem, der die Auferstehung und das Leben ist. Das war des Kranken Trost und seliger Glaube, daß er in dem gekreuzigten Sohne Gottes Gnade gefunden habe. Er war seiner Seligkeit gewiß. Darum konnte er auch ohne Furcht dem letzten Stündlein entgegengehen. Zu seiner weinenden Gattin, die ihn in aufopfernder Liebe pflegte, sagte er einmal: „Ich bin ja nur ein Mensch; wenn der Heiland mich zu sich nehmen sollte, so halte Dich an Ihn, Er ist Dein ewiger Mann; Er wird Dich nicht verlassen, sondern ferner für Dich sorgen; denn Er hat uns ja zusammengeführt.“ Und bald darauf: „Vergib mir Alles, wo ich's nicht hübsch gemacht; ich weiß wohl, daß ich meine Pflicht nicht jederzeit, wie ich gesollt hätte, in Acht genommen; aber der Heiland hat mir jetzt Alles vergeben, ich gehe als ein armer, aber begnadigter Sünder zu Ihm. Nichts, gar nichts habe ich aufzuweisen, als nur Sein Verdienst, Sein blutiges Verdienst und Seinen Tod am Kreuze.“ Am 6. October stellten sich die Anzeichen seiner baldigen Auflösung ein. „Wie uns,“

schreibt Vögtle,*) „und besonders seiner lieben Frau dabei zu Muthe war, vermögen Worte nicht auszusprechen. Wir weiße und viele braune Geschwister versammelten uns um sein Sterbelager, baten ihn, unser beim lieben Heiland eingedenk zu bleiben, und hielten ihm eine Heimgangsliturgie. Als wir den Vers anstimmten: Wenn dein Mund jetzt erbleichet in Jesu Arm und Schooß 2c., so richtete er noch einen ganz besonderen Blick auf die Anwesenden, und bald darauf, Abends 1/2 7 Uhr, verschied er still und sanft unter vielen tausend Thränen seiner Mitarbeiter und Indianer-Geschwister, die durch diesen frühzeitigen Heimruf des selig Vollendeten einen für ihr Wohl und Weh treu besorgten Freund und Vater verloren haben."

Die Mission in Pilgerhut verlor in Schumann ihre Stütze. Das zeigte sich in der nächsten Zeit, in welcher die Gemeinde durch Mangel an Nahrungsmitteln und den Ausbruch der Seuche aufs Neue in große Bedrängniß gerieth. Die noch vor wenigen Jahren so zahlreich bevölkerte Colonie war wie ausgestorben, da der Hunger und die Furcht vor Ansteckung die Bewohner zum Abzuge veranlaßte. Am Ende des Jahres 1762 bestand die Gemeinde nur noch aus 22 Personen. „Es ist," berichten die Missionare mit tiefer Wehmuth, „als wenn Alles um uns herum todt wäre. Der Besuch von Indianern hört ganz auf, und wenn auch einige noch kommen, so eilen sie aus Furcht vor der Krankheit bald wieder weg; fast alle unsere Leute sind theils schon fort, theils wollen sie noch wegziehen; und wer jetzt hier bleibt, der muß gewiß einen ganzen Sinn zum Heilande haben." Noch waren die Brüder entschlossen,

---

*) Der ausführliche Bericht Vögtle's über Schumann's letzte Lebenstage ist in den Nachrichten aus der Brüdergemeinde, Jahrgang 1851. H. 5. S. 803 ff. abgedruckt.

auf ihrem Posten trotz aller Widerwärtigkeiten auszuhalten. Als aber im Februar 1763 ein Negeraufstand die Station in die größte Gefahr versetzte und ihr Leben bedrohte, sahen sie sich Anfangs März genöthigt, in Demerary einen Zufluchtsort zu suchen. Was sie von ihrer Habe retten konnten, war wenig; unersetzlich für die Mission war der Verlust der von Schumann mit vielem Fleiße ausgearbeiteten arawackischen Grammatik und eines Wörterbuches. Die Mission in Pilgerhut war vernichtet. Da, wo ehedem von begnadigten Gotteskindern das Lob des Lammes erschallte, hausen jetzt die wilden Thiere des Landes.

Auf den beiden Stationen Saron und Ephrem ging das Werk eine Zeitlang im Segen fort. Aber auch sie hatten mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, so daß die Brüder im Jahre 1765 Ephrem verließen und vier Stunden weiter den Corentynfluß hinauf die Station Hoop gründeten. Dahin begaben sich im Jahre 1779 auch die Missionare von Saron, da am letztgenannten Orte wenig Segen ihrer Arbeit zu sehen war. Die Gemeinde in Hoop entwickelte sich, besonders durch die Thätigkeit des trefflichen Missionars J. J. G. Fischer, zu lieblicher Blüthe, aber seit dem Jahre 1801 riß in ihr ein Hang zur Trunkenheit ein, deren Folge allerlei heidnisches Unwesen war. Die Missionare suchten demselben mit aller Macht entgegen zu arbeiten, doch vergebens. Uebelgesinnte junge Leute steckten im August 1808 sämmtliche Missionsgebäude in Brand, und die Brüder sahen sich genöthigt, den Ort zu verlassen. Ein im Jahre 1810 gemachter Versuch zur Erneuerung der Mission mißlang. Die Arbeit der Brüdergemeinde unter den Indianern Guiana's hat seitdem aufgehört.